



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

37. JAHRGANG ■ 4 | 2008





Hangkanal in Tiefenstein
(Foto: S. Schellberg)

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
der Landesdenkmalpflege

4/2008 37. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien.
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. I. Plein
Redaktionsausschuss:
Dr. C. Baer-Schneider, Dr. D. Jakobs,
Dr. C. Kieser, Prof. Dr. C.-J. Kind,
Dr. C. Mohn, Dr. K. Preßler,
Dr. A.-C. Schöne, Dr. G. Wieland,
Dr. D. Zimdars
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais/Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner/Verena Schmyne
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 23000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Inhalt

- 187 Editorial
- 189 Historische wasserbauliche Anlagen – erhaltenswertes Kulturgut oder Hindernis?
Berücksichtigung von Kulturdenkmalen bei der Umsetzung der EU-Wasser-rahmenrichtlinie
Erik Roth / Claudia Rodat / Sabine Schellberg / Petra Wichmann
- 199 Von der Nutzungsgeschichte der Schussenbrücke bei Ravensburg-Oberzell
Zweimal umgesetzt und „doch“ Denkmal?
Rolf-Dieter Blumer / Markus Nummerger
- 204 Wasser auf unsere Mühle ...
Konservierung, Restaurierung und Reaktivierung der „Oberen Mühle“ in Überlingen-Goldbach am Bodensee
Kornelius Götz
- 210 „Zweckmäßigkeit und Ruhe“
Das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe
Clemens Kieser
- 216 18 x Steinzeit
Rückblick auf die Begleitausstellung zur Fernsehdokumentation „Steinzeit – Das Experiment. Leben wie vor 5000 Jahren“
Marion Heumüller
- 221 „O GOTT GIEB ALZEIT ZV VNSERM KLANG IN YSNI DEINEN GVETHEN FORTHGANG“
Über die Wiederherstellung des barocken Geläuts in der evangelischen Kirche St. Nikolai in Isny (Landkreis Ravensburg)
Helmut Morlok
- 226 Klösterliche Grundherrschaftsverwaltung in Südwestdeutschland
Der Kellhof von Sankt Blasien in Blumberg-Fützen
Kristina Hahn / Ulrike Schubart
- 233 Wenn die Turmuhr fünf vor zwölf schlägt!
Die Hausschwammbekämpfung in der Pfarrkirche St. Katharina in Wolfegg (Landkreis Ravensburg)
Anne-Christin Schöne
- 238 Wiederentdeckt:
das Gemälde eines Sternbilderhimmels von Julius Mössel in Linz am Rhein
Judith Breuer
- 241 Ortstermin
Der Rohrersteg in Rastatt
Hochwasserschutz für die Fußgängerbrücke
Ulrich Boeyng
- 243 Denkmalporträt
Der Heiligenbuck bei Hügelsheim, Lkr. Rastatt
Ein frühkeltischer Fürstengrabhügel in der mittelbadischen Rheinebene
Günther Wieland
- 245 Ausstellung
- 245 Neuerscheinungen
- 248 Buchbesprechungen
- 250 Mitteilungen
- 255 Nachruf
- 257 Personalien

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

In diesem Jahr feiert die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ ihr 50-jähriges Bestehen. Pünktlich zum Jubiläum legen wir jetzt ein Register der Jahrgänge 1/1972 bis 37/2008 vor. Zugleich möchten wir die Gelegenheit nutzen, auf die Entwicklungsgeschichte unseres Heftes zurückzuschauen.

Im April 1958 erschien die erste Ausgabe unter dem Titel „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg“. Damit ist das Nachrichtenblatt die älteste periodisch erscheinende Zeitschrift einer Landesdenkmalpflege in Deutschland. Die Zeitschrift sollte gemäß dem Editorial von Heft 1/1972 ein „lebendiger Mittler zwischen den Denkmalpflegern des Landes und all denen [sein], die an der denkmalpflegerischen Arbeit und an den Geschicken unseres kulturellen Erbes reger und unmittelbarer Anteil nehmen wollen, als dies allein mit Hilfe der landläufigen Publikationsorgane möglich werden kann.“ Der inhaltliche Schwerpunkt lag auf der Bau- und Kunstdenkmalpflege. Nach einer Unterbrechung von etwas mehr als einem Jahr wurde die Zeitschrift Anfang 1972 in neuem Gewand fortgesetzt unter dem Titel „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes“. Die Heftzählung begann wieder von vorn. Zeitgleich trat das Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg in Kraft, und die ehemals vier selbstständigen Ämter

wurden zu einem Landesdenkmalamt vereint. Nun sollte das Nachrichtenblatt auch Rechenschaft ablegen über die Arbeit der staatlichen Denkmalpflege. Das Themenspektrum wurde auf die Bereiche Bodendenkmalpflege, Archäologie des Mittelalters, Volkskunde, Bau-, Planungs- und Sanierungsberatung ausgedehnt, außerdem erfolgte eine maßvolle Popularisierung der Zeitschrift. Eine unerwartet hohe Nachfrage führte bereits Ende des Jahres zu Lieferengpässen. In den Folgejahren wuchs der Heftumfang von anfänglich ca. 120 Seiten pro Jahrgang auf heute durchschnittlich 260 pro Jahrgang an. Die Auflage stieg von anfänglich 3000 auf aktuell 23000 Exemplare.

Wurde die Zeitschrift anfangs noch vom Kultusministerium herausgegeben – die Schriftleitung oblag einem externen Verleger aus Freiburg –, so fungierte ab 1972 das Landesdenkmalamt als Herausgeber. Die Schriftleitung übernahm der Leiter der Abteilung I, Bau- und Kunstdenkmalpflege. Seit 1975 wird die Schriftleitung in ihrer Tätigkeit durch einen Redaktionsausschuss unterstützt. Mit der Eingliederung des Landesdenkmalamtes in die vier Regierungspräsidien im Januar 2005 änderte sich der Titel erneut in „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“. Als Herausgeber firmiert nun das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferenten Denkmalpflege in den Regierungspräsidien.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG NACHRICHTENBLATT DES LANDES DENKMALAMTES



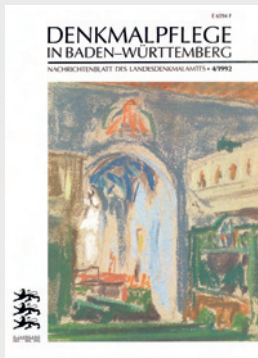
DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG NACHRICHTENBLATT DER LANDES DENKMALPFLEGE



Schwerpunktheft DFG-Projekte (Heft 1/2000, links) und Ländliche Bauten (Heft 4/2007, rechts)

REGISTER DER JAHRGÄNGE 1 (1972) – 37 (2008)

Zusammengestellt von Alois Schneider, Landesamt für Denkmalpflege, Ref. 114



Das neue Register kann kostenfrei beim Landesamt für Denkmalpflege bestellt werden. Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Frau Glass-Werner, Berliner Str. 12, 73728 Esslingen, Telefon 0711/ 90 445 203 (Mo–Do), Email: nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de

In Aufbau und Konzeption war das Nachrichtenblatt Vorbild für zahlreiche Zeitschriftenprojekte der Denkmalpflege anderer Bundesländer. Neben den „Bayerischen Denkmalschutzinformationen“ ist es derzeit die einzige kostenfreie Zeitschrift. Unter den vergleichbaren Zeitschriften besitzt es die höchste Auflage. Der Verteiler mit knapp 18000 Adressen ist in ganz Deutschland einmalig und garantiert geringe Streuverluste. Eine Leserumfrage hat die große Reichweite und positive Wirkung des Nachrichtenblattes in diesem Jahr nachgewiesen. Außerdem bestätigte sie eine große Zufriedenheit der Leserschaft.

Viel Lob zollten die Leser der soliden Kontinuität des Nachrichtenblattes. Über 50 Jahre hinweg gab es bei der Gestaltung nur wenige größere Änderungen. In der schnelllebigsten Welt typografischer und gestalterischer Moden wurde die Zeitschrift bewusst nur moderat fortentwickelt, zu-

letzt im Sommer 2008 in Reaktion auf die Leserumfrage. 1972 erhielt das anfänglich sehr dicht und schwarz-weiß gestaltete Heft erstmals ein farbiges Cover, wurde umfangreicher und übersichtlicher. Anfang 1992 wechselten Typografie und Spaltenzahl. Seit Anfang 2000 ist das Heft komplett farbig gestaltet, weitere Veränderungen betrafen wiederum die Spaltenzahl. 2008 wurden auf der rückwärtigen Umschlagseite eine Postkarte zum Bezug des Nachrichtenblattes sowie eine Übersichtskarte mit Markierung der im Heft besprochenen Denkmale eingeführt. Seitdem steigt die Zahl der Abonnenten stetig. Neu sind auch das Glossar und touristische Informationen zu den einzelnen Denkmälen.

Einige Ausgaben des Nachrichtenblattes blieben besonders in Erinnerung, etwa die drei überdurchschnittlich oft nachgefragten Themenhefte: Heft 2 und 3/1998 zur „Umnutzung von Kulturdenkmälen“, Heft 1/2000 zu den DFG-Schwerpunktprojekten und Heft 4/2007 zu „Ländlichen Bauten“. Weitere Hefte würdigten Jubiläen (2/1983 mit „Ahnentafel“ der baden-württembergischen Denkmalpflege, 2/1991 Hirsau, 1/1995 und 4/1995 Alpirsbach) und beispielsweise die Beantragung und Ernennung von Welterbestätten (2/1993 Maulbronn, 2/2001 Reichenau, 1/2007 Schwetzingen).

Da es erfahrungsgemäß mit fortschreitender Zahl der Jahrgänge schwieriger wird, einen Überblick über die Heftinhalte zu bekommen, legen wir jetzt erstmals ein Register der Jahrgänge 1/1972 bis 37/2008 vor. Neben den Inhaltsverzeichnissen der einzelnen Hefte umfasst es ein Themen-, Orts- und Autorenregister sowie eine Übersicht über die Buchbesprechungen. Interessenten können das neue Register kostenfrei bestellen bei: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Frau Glass-Werner, Telefon 0711/ 90 445 203 (Montag bis Donnerstag). Das Register soll demnächst auch auf der neuen Homepage der Landesdenkmalpflege eingestellt werden. Ganz herzlichen Dank sagen wir an dieser Stelle unserem Kollegen Dr. Alois Schneider, der das Register in mühevoller Arbeit erstellt hat. Das Register setzt das erste Register aus dem Jahr 1982 fort, das den Zeitraum von 1958 bis 1970 abdeckte. Wir hoffen, Ihnen damit die gezielte Suche nach älteren Beiträgen zu erleichtern und wünschen Ihnen auch für die Zukunft eine angenehme Lektüre.

Schriftleitung und Redaktionsausschuss

Historische wasserbauliche Anlagen – erhaltenswertes Kulturgut oder Hindernis? Berücksichtigung von Kulturdenkmälern bei der Umsetzung der EU-Wasserrahmen- richtlinie

Mit der im Jahr 2000 in Kraft getretenen EU-Wasserrahmenrichtlinie (WRRL) sollen europaweit einheitliche Standards für den Gewässerzustand und den Gewässerschutz erreicht werden. Die Umsetzung dieser Richtlinie gehört zu den zentralen Projekten der Landesverwaltung. Nach einer umfassenden Bestandsaufnahme werden zurzeit für Fließgewässer Abschnitte festgelegt, in denen festgestellte Defizite vorrangig behoben werden sollen. Dabei werden konkrete Maßnahmen benannt, deren Umsetzung bis 2015 zum angestrebten Zustand der Gewässer führen soll. In diesem Zusammenhang werden entlang zahlreicher Flüsse umfangreiche bauliche Veränderungen stattfinden, von denen auch Kulturdenkmale betroffen sein werden.

Erik Roth / Claudia Rodat / Sabine Schellberg / Petra Wichmann

Ein vorrangiges Ziel, das mit der Wasserrahmenrichtlinie verfolgt wird, ist ein „guter ökologischer Zustand“ der oberirdischen Gewässer. Wichtige Gesichtspunkte für die Beurteilung des ökologischen Zustands bei Fließgewässern sind unter anderem die Gewässerstruktur bzw. -morphologie, die bei Wassernutzung im Gewässer verbleibende Restwassermenge und die Durchgängigkeit für wandernde Organismen, insbesondere Fische und Fischnährtiere.

Vor allem quer zum Gewässer verlaufende Bauwerke (Querbauwerke) sind Hindernisse für die Fischwanderungen. Dabei kann es sich im Extremfall um Flusskraftwerke oder Staudämme handeln, häufig sind es Wehre oder Schützanlagen zur Abflussregelung (Regelungsbauwerke), hinzu kommen die zahlreichen Sohlenstufen (Abstürze). Auch eine Ufer- oder Sohlenbefestigung kann die Durchgängigkeit im Gewässer und zu den angrenzenden Ufer- und Auebereichen behindern.

Um die Durchgängigkeit wiederherzustellen und damit den ökologischen Zustand der Fließgewässer zu optimieren, sollen solche Hindernisse beseitigt oder umgangen werden. In vielen Fällen wird es genügen, neben einem Wehr eine Fischeaufstiegshilfe bzw. ein Umgehungsgerinne anzulegen oder einen Absturz durch eine für Fische passierbare „raue Rampe“ zu ersetzen. An manchen Stellen wird dies aber nicht möglich sein.

Im Leitfaden „Durchgängigkeit für Tiere in Fließgewässern“, herausgegeben von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (seit 2006 Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg), wird darauf hingewiesen, dass von den Maßnahmen Belange des Denkmalschutzes bzw. der Denkmalpflege berührt sein können:

„Kulturhistorische Anlagen, wie Stauanlagen zur Wiesenwässerung und Wasserkraftanlagen mit Wasserrädern, stellen oft Wanderhindernisse dar. Diese Bauwerke stehen zum Teil unter Denkmalschutz. Die Entfernung dieser Anlagen würde im Einzelfall zu einem erheblichen kulturhistorischen Verlust führen. Hier sollte die Durchgängigkeit im



1 Wehr bei Beuren an der Aach. Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler im Landkreis Stockach, Abschnitt „Baudenkmäler der Technik“, 1930er Jahre.





2, 3 Der Krebsbach in Eigeltingen, 1999. Die Bachbetteinfassung mit Sandsteinquadern und die Sandsteinbogenbrücken sind ebenso Bestandteile der denkmalgeschützten Sachgesamtheit wie die über dem Bach errichteten Gemeindewaschhäuser.

Einklang mit den Anforderungen des Denkmalschutzes wiederhergestellt werden“ (Leitfaden Teil 1 – Grundlagen, 6.3 Kulturhistorische Aspekte). Tatsächlich berühren die Planung und die bereits beginnende Umsetzung der Richtlinie auch unmittelbar Belange des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege. Schon in der Planungsphase bzw. im Rahmen der dafür erforderlichen Umweltprüfungen wird zu klären sein, bei welchen Maßnahmen bzw. Objekten dies der Fall ist. Dass historische wasserbauliche Anlagen Denkmaleigenschaft besitzen können, ist den Denkmalpflegern schon seit Langem bewusst. So sind im Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler im (ehem.) Landkreis Stockach aus den 1930er Jahren – im Abschnitt „Baudenkmäler der Technik“ – einzelne wasserbauliche Anlagen enthalten, unter anderem ein Stauwehr in Beuren an der Aach (Abb. 1) oder ein „altes Wasserwehr“ am Krebsbach bei der Unteren Mühle in Eigeltingen. Die Inventarisatoren der Bau- und Kunstdenkmalpflege gehen heute bei der systematischen Erfassung der Kulturdenkmale vorrangig von den historischen Gebäuden aus. Wasserbauliche Anlagen werden mit in die Listen der Bau- und Kunstdenkmale aufgenommen, wenn sie in ihrer Zugehörigkeit zu einem Gebäude (Teil der Sachgesamtheit) oder in ihrer eigenen Wertigkeit als Kulturdenkmal erkannt werden. Wasserbetriebene technische Kulturdenkmale wie Mühlen und Sägen werden mit den zugehörigen wasserbaulichen Anlagen – Mühltisch, Wehr, Mühlkanal usw. – als Sachgesamtheit verzeichnet. In einzelnen Fällen kommt auch einem größeren Gewässerabschnitt mit Zeugnissen unterschiedlicher Nutzungen Denkmaleigenschaft zu. Im Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmale in Eigeltingen



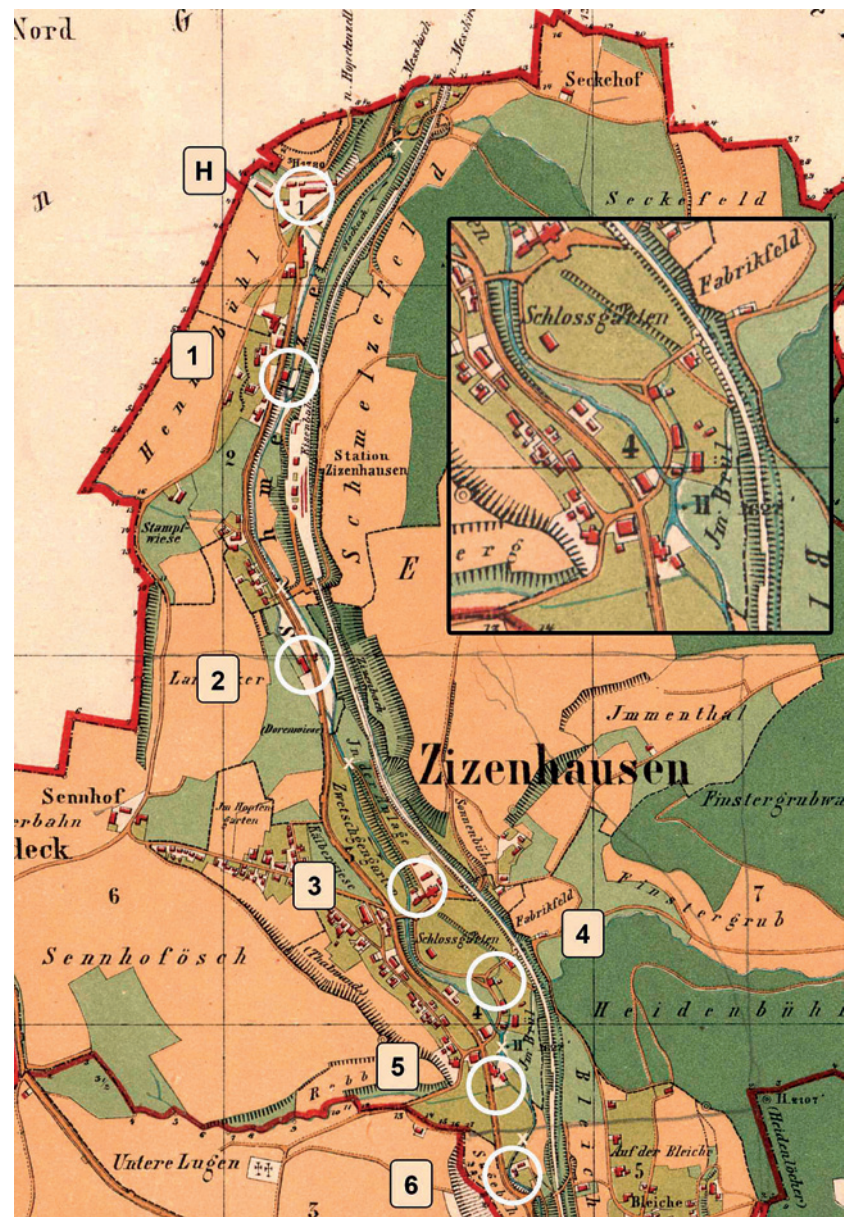
gen (Lkr. Konstanz) sind zum Beispiel entlang des Krebsbachs zwei Gemeindewaschhäuser und die Untere Mühle als Kulturdenkmale genannt, aber auch die Bachbetteinfassung mit Sandsteinquadern, Treppen zum Bach und fünf Sandsteinbogenbrücken über den Bach (Abb. 2, 3). Als bedeutende Zeugnisse der historischen Kulturlandschaft sind historische wasserbauliche Anlagen nicht nur für die Denkmalpflege von Interesse (vgl. den Beitrag V. Eidloth u. M. Goer „Historische Kulturlandschaftselemente als Schutzgut“, Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 25. Jg. (1996), S. 148–157), sondern auch für andere Disziplinen. Am Institut für Landespflege der Universität Freiburg wurden zum Beispiel kulturhistorische Einflüsse auf die Fließgewässer im Münstertal (Lkr. Breisgau-Hochschwarzwald) als Beitrag zur Fließgewässerbewertung untersucht. Die Wiesenwässerung an der Elz zwischen Kenzingen und Rust (Lkr. Emmendingen) aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist ein Kulturdenkmal, zugleich aber auch wesentlicher Bestandteil des Natur- und Landschaftsschutzgebietes „Elzwiesen“. Trotz vieler weiterer Beispiele ist festzustellen, dass wasserbauliche Anlagen von der Denkmalpflege bisher nicht systematisch erfasst wurden, sodass in den Listen der Kulturdenkmale, besonders in den älteren, solche Objekte nur unvollständig verzeichnet sind. Daher wird man im Zusammenhang mit der Umsetzung der Wasserrahmenrichtlinie eine Vielzahl von betroffenen Querbauwerken – vor allem Wehr- und Schützanlagen – auf ihre Denkmaleigenschaft hin prüfen müssen. Neben einer Bestandsaufnahme der Bauwerke selbst mit Begehung vor Ort ist dazu eine Untersuchung des räumlichen und funktionalen Zusammenhangs erforderlich, in dem sie stehen.

Mit den Planungen zur Umsetzung der Wasser-
rahmenrichtlinie kommt also auf die Denkmal-
fachbehörden ein erheblicher Arbeitsaufwand
zu. Um eine Grundlage für die Beurteilung dieses
Aufwands zu erhalten, hat das Referat Denkmal-
pflege im Regierungspräsidium Freiburg im vo-
rigen Jahr zwei Gutachten in Auftrag gegeben.
Sabine Schellberg (Universität Freiburg, Institut
für Landespflege) untersuchte wasserbauliche
Bauwerke an der Hauensteiner Alb im Landkreis
Waldshut, Claudia Rodat (Hegau-Geschichtsver-
ein, Arbeitskreis Kulturlandschaft) Anlagen im
Einzugsgebiet der Stockacher und der Radolfzel-
ler Aach sowie der Biber im Landkreis Konstanz.
Die Bestandsaufnahme beschränkte sich auf Ob-
jekte im Bereich der ausgewiesenen Vorrang-
strecken; Anlagen im Oberlauf der Flüsse wur-
den nicht mit aufgenommen. Die beiden nach-
folgenden Beiträge zeigen charakteristische
Beispiele von Anlagen, die im Rahmen dieser
Bestandsaufnahmen erfasst und dokumentiert
wurden. Nach Prüfung der Dokumentation stell-
te das Referat Denkmalpflege fest, bei welchen
der Objekte es sich aus wissenschaftlichen oder
auch heimatgeschichtlichen Gründen um Kultur-
denkmale handelt.

Ebenso wie Belange der Bau- und Kunstdenkmalpflege können von den geplanten Maßnahmen auch Belange der archäologischen Denkmalpflege betroffen sein. Zu dieser besonderen Problematik hat der Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland das Faltblatt „EU-Wasserrahmenrichtlinie und Archäologie –

Beispiel Stockacher Aach

4 Plan der Gemarkung Zizenhausen von 1876 (Ausschnitt) mit den Standorten der Wasserkraftanlagen an der Stockacher Aach. Die Nummern 1–6 sind im Text erläutert, „H“ markiert das ehem. herrschaftliche Hüttenwerk. Der Ausschnitt oben rechts zeigt die enge Verzahnung der Nutzungen 4 und 5.



5 Ehemaliges Hammerwerk des Eisenwerkes Zizenhausen, heute Sägemühle (bergaufwärts) und Wohngebäude (talwärts), samt zugehörigen wasserbaulichen Anlagen. Erstere tradiert im massiven Erdgeschoss mit segmentbogigen Sandsteinrahmungen um Tür- und Fensteröffnungen noch Teile des Hammerwerks des 18. Jahrhunderts.



12–03 ist, neben zahlreichen kleineren Bodenseezuflüssen, die Stockacher Aach das zentrale Fließgewässer: Sie ist ein mittelgroßer Mittelgebirgsbach, der in seinem knapp 40 km langen Verlauf viele kleinere Bäche aufnimmt und bei Bodman-Ludwigshafen (Lkr. Konstanz) in den Bodensee mündet. Durch die Wasserwirtschaftsverwaltung wurden im Wasserkörper 12–03 insgesamt 146 Querbauwerke erhoben, davon 76 als signifikant eingestuft. Ebenfalls wurden an 31 km Fließlänge so genannte Vorrangstrecken definiert, an denen Verbesserungsmaßnahmen bis 2012 mit höchster Priorität durchgeführt werden sollen (Tab. 1).

Tabelle 1: EU-Wasserkörper 12–03 „Bodenseegebiet westlich Seefelder Aach mit Stockacher Aach“

	Gesamter Wasserkörper	Vorrangstrecke
Gewässerlänge	540 km (inkl. Quellbäche)	31 km
Querbauwerke	146	45
davon signifikant	76	29 (untersuchte Bauwerke)

Die an der Vorrangstrecke im Wasserkörper 12–03 untersuchten 29 Bauwerke konnten zum einen allgemeinen Hochwasserschutzmaßnahmen (Abstürze) und zum anderen Hauptwehren historischer Wasserkraft- und Wässerwiesenanlagen zugeordnet werden (Tab. 2). Die Bewertung erfolgte je nach Vollständigkeit, Funktionsfähigkeit, Erhaltungszustand, kultur- bzw. regionalgeschicht-

licher Bedeutung und zeitlicher Überprägung des Einzelelementes und des betroffenen Ensembles.

Tabelle 2: Auswertung der Bauwerke und ihrer Funktions-/ Nutzungstypen

Nutzung/Bauwerk	Absturz	Wehr
Hochwasserschutz	13	
Wasserkraft		11
Wässerwiesen		3
Brauchwasser	1	
Pegel	1	
gesamt	15	14

Fachliche Grundlage der Erfassung und Bewertung waren Begriffe und Methoden der Kulturlandschaftsforschung als Teilgebiet der wissenschaftlichen Disziplin der Historischen Geografie. Die untersuchten Bauwerke sind als einzelne Kulturlandschaftselemente anzusprechen. Ohne die Betrachtung in einem übergeordneten Gesamtzusammenhang aber kann ihr wirklicher, kulturgeschichtlicher Wert nicht bestimmt werden (vgl. Eidloth u. Goer 1996). Kulturlandschaftselemente, die für eine bestimmte Funktion zusammen erbaut/erstellt wurden, bilden eine Funktionseinheit, ein Ensemble. Die im Untersuchungsgebiet typischen oberflächigen Mühlen besitzen zum Beispiel grundsätzlich ein Hauptwehr (das für den Aufstau des Gewässers sorgt), ein Kanalwehr (von dem Wasser aus dem Gewässer entnommen wird), einen Oberwasserkanal (der das Wasser vom Kanalwehr zur Mühle transportiert), ein Übereichwehr (das im Ober-



6 Wasserbauliche Anlagen im Oberwasserkanal. Um Hochwasserschäden im nachfolgenden verdolten Teilstück des Oberwasserkanals zu vermeiden, wurde kurz vor dem Doleneinlauf (unten links) eine mechanische Hochwasserentlastung eingebaut: Ab einer bestimmten Wasserspiegellhöhe läuft das von oben kommende Wasser über die Betonschwelle und fließt nach unten rechts wieder in die Aach zurück. Zusätzlich konnte mit dem Hochwasserwehr (links) der gesamte Oberwasserkanal abgelassen und ggf. unterhalten werden.

wasserkanal kurz vor der Mühle überschüssiges Wasser ableitet), den Übereichkanal (der überschüssiges Wasser vom Übereichwehr meist in das Gewässer leitet), das Mühlengebäude (in dem die eigentliche Nutzung über Wasserrad oder Turbine erfolgt) und den Unterwasserkanal (der das genutzte Wasser in das Gewässer zurückerleitet).

Seit 1225 sind im Gebiet der Stockacher Aach zahlreiche Wasserkraftanlagen und vereinzelt auch Wässerwiesen archivalisch dokumentiert. In der zurzeit laufenden Dissertation über die historischen Wassernutzungen am westlichen Bodensee konnten bisher unter anderem allein ca. 100 Mühlenstandorte nachgewiesen werden.

Zentraler Ort dieser ländlich geprägten Kulturlandschaft am westlichen Bodensee war und ist Stockach, die frühere Hauptstadt der vorderösterreichischen Landgrafschaft Nellenburg. Das heutige Stadtgebiet und die angrenzende Gemeinde Orsingen-Nenzingen weisen mit 24 Wasserkraftanlagen auf insgesamt 12,7 km Gewässerstrecke an der Stockacher Aach und ihrem Nebenbach Winterspürer Aach die höchste Konzentration an technischen Kleinanlagen im nördlichen Hegau auf und können deshalb als „Historische Mühlenregion Zizenhausen-Stockach-Nenzingen“ angesprochen werden. Hier waren nicht nur die ältesten Wasserkraftanlagen, sondern neben Getreide- und Sägemühlen auch Sondernutzungen wie Papier-, Loh- und Weißmühlen vorhanden. Der benachbarte Ortsteil Zizenhausen besaß zwischen 1699 und 1866 das bedeutende Eisenhüttenwerk mit Schmelze, war regionaler Vorreiter der Pro-Industrialisierung (Baumwollspinnereien) und um-

fasste zahlreiche kleinindustrielle Wasserkraftnutzungen aus dem 19. Jahrhundert (z. B. mechanische Werkstätten, Sägewerke).

An der Stockacher Aach in Zizenhausen reihten sich Ende des 19. Jahrhunderts auf einer Strecke von 2,1 km sechs Anlagen wie Perlen an einer Schnur (Abb. 4): Hammerwerk, später Sägewerk und Holzwarenfabrik (1697–1953, Nr. 1), Sägewerk (ca. 1885–1985, Nr. 2), Baumwollspinnerei (ca. 1800–1911, Nr. 3), Ölmühle (ca. 1835–1936, Nr. 4), Getreidemühle (ca. 1710–1930, Nr. 5) und mechanische Werkstatt/Elektrizitätswerk (ca. 1881–1930, Nr. 6).

In dieser Zeit des maximalen Ausbaus floss das genutzte Wasser nach den Unterwasserkanälen der oberhalb liegenden Anlagen nur kurz im natürlichen Bachbett und wurde sofort wieder in den nächsten Oberwasserkanal geleitet. Die Länge der Kanäle und damit das maximale Nutzgefälle geben heute noch Hinweise auf das Alter und die Entstehungsreihenfolge der einzelnen Anlagen: Während die im Süden, bereits auf Hindelwanger Gemarkung liegende älteste Getreidemühle eine Zuleitung von 1000 m (7,6 m Fallhöhe) und das im Norden gelegene Hüttenwerk 880 m (20,5 m Fallhöhe) besaßen, musste sich der jüngste Betrieb einer mechanischen Werkstatt (Nr. 6) mit 35 m Oberwasserkanal und 1,15 m Fallhöhe begnügen. Das wohl umfangreichste Ensemble ist das seit 1697 nachgewiesene ehemalige herrschaftliche Eisenwerk Zizenhausen. Dessen Hammerwerk wurde 1872 zu einem Sägewerk umgebaut und war zwischen 1898 und 1953 Sitz der „Holzhandlung, Sägewerk und Holzwarenfabrik Heyd & Co.“ Der aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammende

langgestreckte, zwei- bzw. talwärts dreigeschossige, parallel zur Aach errichtete Gebäudekomplex (Abb. 5) wurde in den letzten Jahren aufwendig saniert und steht unter Denkmalschutz. Die dazugehörenden, heute noch sichtbaren wasserbaulichen Anlagen umfassen das untersuchte Hauptwehr, Teile des Oberwasserkanals, das Übergangs- und Doleneinlaufwehr (Abb. 6), eine Hochwasserentlastung (Überfall) und zahlreiche punktuelle Sohlen- und Uferverbauungen in der Stockacher Aach. Das einfeldrige Hauptwehr (8 m breit) besitzt eine Schütztafel aus Holz, einen eisernen Abstandhalter und Betonpfeiler inklusive Führungsschienen. Der Schützenantrieb erfolgte manuell über zwei Zahnstangen/Zahnräder. Als Besonderheit ist die gute Dokumentation der Umbauten 1905 bzw. 1934 mit zahlreichen Plänen und Skizzen in den Triebwerksakten zu erwähnen (Abb. 7).

Trotz sorgfältiger Erfassung der Kulturdenkmale in diesem Gebiet (Altkreis Stockach) zwischen 1998 und 2001 war bisher nur das Gebäude des Hammerwerks als Kulturdenkmal erfasst. Die zugehörigen wasserbaulichen Anlagen liegen weit oberhalb, die letzten 140 m vor dem Hammerwerk sind heute verdolt. Die Wasserkraft hatte, wie man aus der Flurbezeichnung „Schmelze“ entnehmen kann, zunächst die Blasebälge der Hochöfen bedient, ehe sie zum Hammerwerk geleitet wurde. Der Zusammenhang ließ sich erst durch die Bestandsaufnahme mit dem Schwerpunkt „wasserbauliche Anlagen“ und die Aufarbeitung der entsprechenden Quellen feststellen. Die wasserbaulichen Anlagen des Eisenwerks wurden inzwischen aus wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen als Teil der Sachgesamtheit in das Verzeichnis der Kulturdenkmale nachgetragen.

Die untersuchten Wasserkörper spiegeln einen generellen Trend kleinerer Fließgewässer im ländlichen Raum wider: Einerseits reduzierte die starke Überprägung in den letzten 50 Jahren die Zeugnisse der historischen Wassernutzungen. Gerade an größeren Bächen und damit oft in den Vorrangstrecken wurden Wasserkraftanlagen inklusive der Querbauwerke entfernt, umgenutzt oder durch moderne Techniken ersetzt. Teilweise sind die verbliebenen, häufig verfallenen Ufer- und Sohlenverbauungen die einzigen Hinweise auf frühere Standorte. Die wenigen, heute noch genutzten Anlagen mit historischen Bestandteilen sind auf jeden Fall hinsichtlich der Denkmaleigenschaft zu prüfen.

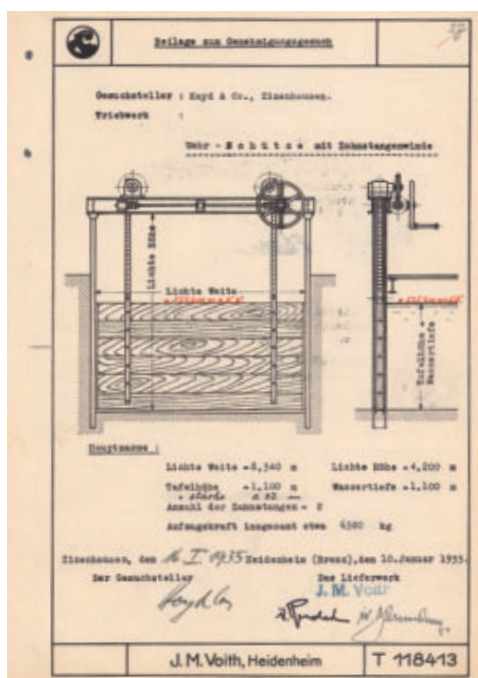
Andererseits wurden viele wasserhistorische Kleingewässer aufgrund der oft begrenzten monetären Möglichkeiten jahrzehntelang kaum verändert. Diese finden sich meist abseits der größeren Gewässer und damit außerhalb der Vorrangstrecken in abgelegenen Gebieten jenseits wirtschaftlicher Interessen. Betrachtet man allein den Wasserkörper 12–03, so ist bei einem Verhältnis von 540 km Gesamtgewässerslänge zu untersuchten 31 km Vorrangstrecke und insgesamt ca. 100 Mühlenstandorten zu kartierten 11 Hauptwehren die Notwendigkeit einer guten Zusammenarbeit von Denkmalpflege und Wasserwirtschaft vor Ort auch außerhalb der EU-Wasserrahmenrichtlinie offensichtlich.

Beispiel Tiefenstein an der Hauensteiner Alb

Die Hauensteiner Alb liegt im WRRL-Bearbeitungsgebiet Hochrhein, im Teilbearbeitungsgebiet Wiese. Dieses umfasst die Gewässer im Südschwarzwald, die zwischen Lörrach und Waldshut in den Hochrhein münden. In diesem Bereich

7 „Gesuch der Fa. Heyd und Co. in Zizenhausen um Genehmigung zum Umbau der Wehranlage und teilweisen Verlegung des Oberkanals in Rohrleitung 1934/38“. Nach dem ungenehmigten Ersatz der Holzwehre durch das heutige Eisenwehr musste 1935 ein nachträgliches Gesuch mit Lageplänen und Skizzen eingereicht werden.

8 Stauwehr an der Alb oberhalb von Tiefenstein mit seitlicher Holzgleit- tafel zur Regelung des Restwassers.



findet man zahlreiche wasserbauliche Einrichtungen. Neben der Brauchwassernutzung (hölzerne Deichelleitungen) und der landwirtschaftlichen Nutzung (Wiesenwässerung) stand die gewerbliche Nutzung bzw. die Wasserkraftnutzung im Vordergrund. Historisch spielte die Nutzung der Wasserkraft schon seit dem Mittelalter eine große Rolle, was angesichts der Höhenunterschiede im gesamten Albgebiet (inklusive Nebentäler) und des saisonalen Wasserreichtums naheliegt. Im Zuge der im Herbst 2007 durchgeführten Bestandsaufnahme im Unterlauf der Alb, einer tief eingeschnittenen Granitfelsenschlucht, wurden durch das Institut für Landespflege der Universität Freiburg die wasserbaulichen Bauwerke entlang der Vorrangstrecke erfasst und dokumentiert. Die Bedeutung bzw. der Denkmalwert mancher wasserbaulichen Einrichtung erschließt sich allerdings erst im Zusammenhang mit der Kenntnis über weitere zum Bauwerk gehörige Objekte und die Nutzungsgeschichte im regionalen Kontext. In Tiefenstein (Gemeinde Görwihl, Lkr. Waldshut) wurde an der Alb ein Stauwehr aus Beton mit einer Natursteinrampe unterhalb des Stauwehres erfasst. Zur Restwasserregelung ist das Bauwerk am westlichen Rand mit einer beweglichen kleinen Holzgleit Tafel ausgestattet (Abb. 8). Das Querbauwerk ist auf den ersten Blick ein unspektakuläres Bauwerk aus dem 20. Jahrhundert, das für sich betrachtet keinen Denkmalstatus hätte. Unmittelbar vor dem Stauwehr befindet sich aber ein großes massives Holzschütz, an dem ein Kanal abzweigt (Abb. 9). Dimension und Bautyp des Holzschützes und der unmittelbar dazugehörenden Elemente lassen auf eine Bauzeit im 19. Jahrhundert schließen, als die Alb zu Spitzenzeiten deutlich größere Wassermengen abführte.



Der parallel zur Alb geführte Hangkanal (Abb. 10) ist teils als Stollen durch den Felsen ausgeformt. Die unregelmäßige Bogenform des Stollens weist auf Handarbeit hin. Zwei Auslässe dienen zur Reinigung des Kanalbetts, damit es nicht versandet. Nach rund 570 m endet der Kanal an der Tiefensteiner Spinnerei, nahe der Einmündung des Schildbachs in die Alb (Abb. 11). 1998 hat der heutige Eigentümer den Kanal vom Bewuchs freigelegt und gereinigt. Er zeigt sich deshalb sehr anschaulich in seiner Funktion.

Der Kanal versorgte die ehemalige Spinnerei mit Brauchwasser und nutzte das Wasser zur Energiegewinnung. Schon im Zuge der ersten Bestandsaufnahme wurde festgestellt, dass die Spinnerei mit gewerblicher Nutzung von Wasser aus der Hauensteiner Alb bereits im späten 19. Jahrhundert existierte. Sie ist im sechsten Heft der „Beiträge zur Hydrographie des Grossherzogthums Baden“ aus dem Jahr 1889 aufgeführt; die wesentlichen, noch heute bestehenden Fabrikgebäude und wasserbaulichen Anlagen südlich des Schildbachs sind im Gemarkungsatlas (Urkataster) der Gemarkung Niederwühl von 1889–94 differenziert dargestellt (Abb. 12). Das Wehr an der Hauensteiner Alb ist also Bestandteil eines größeren Ensembles, dessen Kernstück die ehemalige Spinnerei bildet.

Von Seiten der Denkmalpflege existiert keine aktuelle Liste der Bau- und Kunstdenkmale in diesem Bereich. Ergänzend zur Bestandsaufnahme der wasserbaulichen Anlagen war daher die Überprüfung der Kulturdenkmaleigenschaft erforderlich. Diese hat zu Recherchen über 400 Jahre Industriegeschichte, den Industrieweiler mit 23 Gebäuden sowie insgesamt drei zugehörige wasserbauliche Anlagen geführt. Bei Tiefenstein kommt hinzu, dass Industriebauwerke und wasserbauliche Anla-

9 Holzschütz am Abzweig des Hangkanals.

10 Der parallel zur Alb geführte Hangkanal („Betriebskanal“).



11 Die ehemalige Spinnerei in Tiefenstein. Im Vordergrund verläuft der Schildbach.

Glossar

Oolithisches Eisenerz, auch Doggererz: Dogger ist ein geologischer Begriff und bezeichnet die mittlere Abteilung des Jura; wegen seiner Eisenhaltigkeit ist dieses Gestein häufig braunrot gefärbt und wird deshalb auch als „brauner Jura“ bezeichnet. Es ist aufgebaut aus kleinen kugeligen Mineralkörnern, die Fischeiern gleichen und deshalb als „Ooid“ bezeichnet werden. Gestein, das aus solchen Ooiden zusammengesetzt ist, nennt man „oolithisch“. Das Tiefensteiner Eisenerz kam aus dem Fricktal.

Bohnerz: Geologischer Begriff. Bohnerz stammt aus dem Tertiär und findet sich im Kalk bzw. in Karstbildungen als größere Anhäufung von erbsen- bis kartoffelgroßen Eisenkonkretionen, oft mit einem beträchtlichen Anteil an Eisenoxiden. Hauptabbaugebiet für den Südschwarzwald ist der Klettgau.

Schappegarne: Im Kammgarnverfahren aus dem bereits abgehaspelten Mittelteil des Kokons der Seidenraupe hergestellte, glatte, regelmäßige, leicht glänzende Seidengarne.

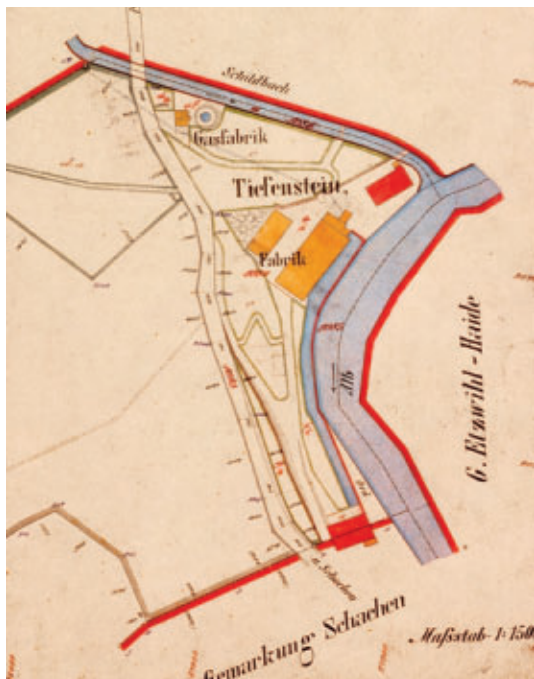
Kaplan-Turbine: 1913 vom österreichischen Ingenieur Viktor Kaplan entwickelt. Ein lamellenförmiger Leitapparat lenkt die einströmenden Wassermassen axial auf das einem Schiffspropeller ähnelnde Laufrad. Schaufeln und Leitapparat sind verstellbar und so den Wassermengen anzupassen. Die Kaplanturbine eignet sich besonders für Flüsse, bei denen große Wassermengen bei geringem Gefälle zur Verfügung stehen.



gen bis 1975 auf mehreren Gemarkungen lagen und so das historische Kartenmaterial und die entsprechende Ortsliteratur zu vier Gemarkungen eingesehen werden mussten. Es folgte eine eingehende Besichtigung des Gewerbeareals. Das Ergebnis, dass eine so bedeutende wasserbauliche Anlage in ihrer Wertigkeit erkannt und als Denkmal ausgewiesen werden kann, rechtfertigt letztlich diesen Arbeitsaufwand.

Deutlich wurde, dass die gewerbliche Wassernutzung in Tiefenstein weiter zurückreicht als zunächst angenommen. Von Westen kommend mündet der Schildbach in die Alb. Nördlich des Schildbachs, hangaufwärts an der Straße von der Albbrücke nach Görwihl, lag bereits im 17. Jahrhundert ein Hammerwerk. Mit dem Auffinden von Eisenerz 1599 im nahen Unteralpfen begann die Suche nach einem nahe gelegenen geeigneten Ort zur Eisenverarbeitung. 1630 wird Tiefenstein erstmals als Hammer bezeichnet. Um 1670 ließ das Kloster St. Blasien einen neuen Hammer erbauen. Es handelte sich um ein Hammerwerk, das Eisen aus der Schmelze des Klosters St. Blasien in Kutterau, weiter oben im Albatal, verarbeitete. Im 18. Jahrhundert betrieb der 1739 in diesem Zusammenhang erstmals genannte Johannes Mayer aus Murg das Hammerwerk. Spätestens 1801 kam ein Schmelzofen hinzu. Das Werk arbeitete vorwiegend für ein Eisenhandelshaus in Basel und verarbeitete zunächst oolithisches Eisenerz aus dem Fricktal, später auch aus der Schweiz importiertes Bohnerz. 1816, beim Verkauf des Eisenwerks an die Brüder Trötschler aus Todtmoos, wird der Wasserbehälter oder die so genannte Kluse erwähnt. Zu dieser Zeit war die Hauptenergiequelle des Eisenwerks das Wasser des Schildbachs, das am Zusammenfluss des Lochmühlenbachs mit dem Schildbach in ei-

nem Weiher aufgestaut wurde. Auf dem „Plan über den Bann der Gemeinde Gerweil in der Grafschaft Hauenstein“ von 1784 (Generallandesarchiv Karlsruhe) ist die Kluse noch nicht eingetragen. Heute ist der Weiher mit einem neuen Wehr ausgestattet, aber noch in Funktion erhalten (Abb. 13). Unter den neuen Eigentümern wurde das Eisenwerk erheblich ausgebaut. Teile des Werks lagen nun auch südlich des Schildbachs, am schmalen Hochufer der Alb. Als der badische Staat 1843 das Eisenwerk erwarb, wurden im Vertrag „das in der Alb gelegene Wehr und sämtliche Betriebskanäle“ eigens aufgeführt. Offenbar war das Eisenwerk in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so finanzstark gewesen, dass es die um ein Vielfaches größere, in der Erschließung aber sehr aufwendige und teure Wasserkraft der Alb nutzbar machen konnte. Der Hangkanal parallel zur Alb muss damals von Hand in den Fels gehauen worden sein. Er steht in der Tradition der Wuhre, großer wasserbaulicher Anlagen, die bereits im 12./13. Jahrhundert im Zusammenhang mit den Hammerwerken am Ufer des Hochrheins von den Höhen des Südschwarzwaldes bis nach Laufenburg und Bad Säckingen geführt wurden. Der Tiefensteiner „Betriebskanal“ steht in dieser Tradition, und er entstand wie seine Vorgänger für die Eisenverarbeitung. Er ist eine technische Meisterleistung. Der badische Staat betrieb das Eisenwerk Tiefenstein als Filialbetrieb des damals größten badi-schen Eisenwerks wenige Kilometer flussabwärts in Albrück, das dem Staat nach der Säkularisation aus St. Blasianischem Besitz zugefallen war. An beiden Standorten wurde die Eisenproduktion wegen der Konkurrenz des mit der Eisenbahn angelieferten koksverhütteten, billigeren Eisens aus dem Rheinland 1864 bzw. 1866 aufgegeben.



Die Wasserkraft aus dem Schilbach und dem Albwasserkanal wurde nun für eine Baumwollspinnerei genutzt. 1873 kam die Anlage an drei Schweizer Unternehmer aus dem Kanton Glarus. Sie wurde in eine Spinnerei für Schappegarne umgewandelt. Besitzer und Produkte wechselten in der Folgezeit mehrfach. In den 1950er Jahren war die Spinnerei mit bis zu 400 Arbeitskräften das bedeutendste Unternehmen im Hotzenwald, musste aber in den 1970er Jahren schließen. Nur Dank der Wasserkräfte und der früher noch vorhandenen Dampfreserve war es möglich gewesen, so lange gegen die Großkonzerne zu bestehen. 1941 wurden durch das Schluchseewerk große Teile des Albwassers für das Schluchseeelektrizitätswerk abgeleitet. Die Wasserrechte hatte man der Spinnerei abgekauft und als Ersatz Strom geliefert. Trotzdem lassen sich bis heute mit dem Restwasser drei Turbinen betreiben. Auf einem Plan von 1926, der das Betriesgelände mit den zugehörigen wasserbaulichen Anlagen darstellt (Abb. 14), sind im Krafthaus (früher als Kessel-Dampfmaschinen-Turbinenhaus bezeichnet) zwei Turbinen eingezeichnet. Eine wird von einer Druckrohrleitung aus der Kluse am Schilbach gespeist, die zweite mit Wasser aus dem Hangkanal, das in einem Druckrohr unter dem ursprünglichen Gerinne des Schilbachs geleitet wurde. Das ist bis heute so geblieben. Am Albwasserkanal läuft eine Francis-Turbine von 1924, die noch zum Erstbestand gehört. Mit Wasser aus der Kluse wird heute eine Kaplan-Turbine von 1952 betrieben. Das Wasser beider Zuläufe wird vom Kraftwerk in einen parallel zur Alb geführten Gewerbekanal geleitet, der früher auch als Garnwäsche genutzt wurde. Es treibt dann eine weitere Turbine im so genannten Bürogebäude am südlichen Eingang zur Fabrik



an; diese Francis-Turbine soll von 1904 stammen. Danach wird das Wasser in die Alb zurückgeleitet. Heute besteht die Anlage in Tiefenstein aus den Gebäuden der Spinnereifabrik aus der zweiten Hälfte des 19. und dem frühen 20. Jahrhundert und aus den Wasserkraftanlagen, die zum Teil noch auf das Eisenwerk zurückgehen und im späten 18. bzw. in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden. Es handelt sich also um eine Sachgesamtheit „Spinnereifabrik“, die die hervorragenden wasserbaulichen Anlagen des vorangehenden Erzwerkes erhalten und weiterbetrieben hat. Diese Sachgesamtheit ist insgesamt in großer Anschaulichkeit konserviert und als bedeutendes Zeugnis der langen gewerblichen Nutzung an diesem Standort ein Kulturdenkmal aus wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen. Vor allem das Wehr an der Alb oberhalb von Tiefenstein, am Abzweig des Hangkanals, stellt ein Hindernis für wandernde Fische und Fischnährtiere dar. Hier soll nach den Zielvorgaben der Wasserrahmenrichtlinie die Durchgängigkeit hergestellt und die Restwassermenge erhöht werden. Bei den Planungen wird eine enge Abstimmung zwischen den Wasser- und den Denkmalbehörden erforderlich sein, um Eingriffe in den historischen Bestand zu minimieren und das Kulturdenkmal möglichst umfassend zu erhalten.

Literatur

Claudia Rodat: Denkmalpflegerische Bewertung der wasserbaulichen Anlagen WRRL-Wasserkörper 12-03 (Einzugsgebiet Stockacher Aach), 12-04 (Einzugsgebiet Radolfzeller Aach) und 20-01 (Einzugsgebiet Biber). dcr geoinformatic, Konstanz, 2008 (Dokumentation mit Erläuterungsbericht).

12 Ausschnitt aus dem Gemarkungsatlas Niederwühl von 1889–94 mit der „Fabrik“ in Tiefenstein südlich des Schilbachs.

13 Die Kluse an der Einmündung des Lochmühlbachs in den Schilbach.

Glossar

Francis-Turbine: Benannt nach dem anglo-amerikanischen Ingenieur James B. Francis, der 1849 eine 25 Jahre zuvor entwickelte, durch weitere Erfindungen verbesserte Turbine auf den Wirkungsgrad von 90 % brachte. Die Wasserzufuhr erfolgt über ein schneckenförmig gekrümmtes Rohr, die sog. Spirale. Das Wasser strömt durch einen Leitapparat mit verstellbaren Schaufeln radial auf die gegenläufig gekrümmten Schaufeln des Laufrades. Der Leitapparat ist verstellbar und den Wassermengen anzupassen. Die Francis-Turbine ist, da universell einsetzbar, die am weitesten verbreitete Turbine.

14 Das Betriebsgelände der Spinnerei in Tiefenstein mit den zugehörigen wasserbaulichen Anlagen, 1926. Im Nordwesten die Kluse am Schildbach, parallel zur Alb der Hangkanal.



Sabine Schellberg: Wasserbauliche Bauwerke an der Alb und am Andelsbach. Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Landespflege, 2007 (Dokumentation mit Erläuterungen).

Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland, EU-Wasserrahmenrichtlinie und Archäologie – Umweltschutz und Schutz des kulturellen Erbes (Faltblatt), 2007, http://www.landesar-chaeologen.de/kommissionen/wrrl-folder_vla.pdf
Korinna Thiem: Die Historische Landschaftsanalyse als Methode für die Fließgewässerbewertung am Beispiel des Münstertals im Schwarzwald. Culterra, Schriftenreihe des Instituts für Landespflege, Bd. 46, Freiburg 2006.

Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg: Durchgängigkeit für Tiere in Fließgewässern. Leitfaden Teil 1 – Grundlagen. Karlsruhe 2005.

Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz: Zur Umsetzung der Europäischen Wasserrahmenrichtlinie (WRR) in nationales Recht (Empfehlung), Saarbrücken 2004, http://www.nationalkomitee.de/appelle/29112004_Empfehlung.htm

Volkmar Eidloth und Michael Goer: Historische Kulturlandschaftselemente als Schutzgut, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 25/2, 1996, S. 148–157.
Rudolf Metz: Geologische Landeskunde des Hotzenwaldes. Lahr 1980.

Jakob Ebner: Aus der Geschichte von Tiefenstein. Waldshut 1950.

Centralbureau für Meteorologie und Hydrographie: Beiträge zur Hydrographie des Grossherzogthums Baden. Karlsruhe 1889.

Quellen

Plan über den Bann der Gemeinde Gerweil in der Grafschaft Hauenstein, 1784. Generallandesarchiv Karlsruhe, Gemarkungspläne, Görwihl (WT) 1.

Übersichts-Plan der Gemarkungen Brauenberg, Nellenburg, Hindelwangen, Berlingerhof und Burgthal sowie Zizenhausen, Maßstab 1:10000, 1876.

Gemarkungsatlas Niederwihl, Plan 9 (Tiefenstein), Maßstab 1:1500, 1889–94.

Wasser- und Strassenbaudirektion Karlsruhe, Stockacher Aach. Badischer Wasserkraftkataster, Heft Nr. 3, 1928.

Kreisarchiv Konstanz, Triebwerksakten.

Dr. Erik Roth,
Dr. Petra Wichmann
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 25 – Denkmalpflege

Claudia Rodat
dcr geoinformatic
Gabelsbergerstraße 11
78467 Konstanz

Sabine Schellberg
Institut für Landespflege
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Tennenbachstraße 4
79106 Freiburg

Von der Nutzungsgeschichte der Schussenbrücke bei Ravensburg-Oberzell

Zweimal umgesetzt und „doch“ Denkmal?

Die Wertschätzung historischer Stahlbrücken in der Öffentlichkeit ist leider immer noch äußerst gering. Als scheinbar reine Nutzbauten werden sie allzu oft mit der Begründung mangelnder Standsicherheit durch neue, zumeist Stahlbeton-Brückenbauten ersetzt. Doch bei genauerem Hinsehen lässt sich schnell die handwerkliche Qualität und Schönheit dieser Zeitzeugen der Verkehrsgeschichte erkennen. Vor allem die Werkstoffeigenschaften der historischen Stähle werden häufig unterschätzt. So zeigt nachfolgend aufgeführtes Beispiel einmal mehr die „vorbildliche“ Stahlgüte von historischem Stahl, die nahezu die Qualität von Damaststahl erreicht.

Rolf-Dieter Blumer / Markus Numberger

Die ehemals als einspurige, durch die Maschinenfabrik Esslingen erbaute Eisenbahnbrücke über die Schussen befindet sich heute als Straßenbrücke der Kreisstraße 7981 südöstlich von Ravensburg-Oberzell. Ursprünglich wurde sie 1847 beim Bau der Eisenbahnlinie Ravensburg-Friedrichshafen südwestlich von Oberzell, bei Klöcken, über die Schussen geführt. Sie wurde wohl vor Ort als genietete Hohlkastenträger-Brücke mit einer Kastenzlänge von 25,8 m erbaut. Die Pfarrchronik berichtet im Jahr 1847: „Am Samstag, den 16. Oktober passierte der erste Dampfwagen auf der neu vollendeten Eisenbahn an Oberzell vorbei. Die erste öffentliche Probefahrt fand am 24. Oktober statt bei Anwesenheit des Finanzministers von Gärtner. Am 8. November wurde die Bahn dem Betrieb übergeben.“

Bemerkenswert ist die frühe Entstehungszeit dieser Brücke durch die erst 1846 von Emil Kessler gegründete Maschinenfabrik Esslingen. Damit dürfte die Schussenbrücke in Ravensburg-Oberzell eines der ersten Bauwerke dieser Firma gewesen sein und stellt zugleich eine der ältesten Stahlbrücken in Deutschland dar.

Im Herbst 1880 wurde die Schussenbrücke an ihre jetzige Stelle versetzt, wo sie eine ältere, hölzernen gedeckte Brücke ersetzte. Die genauen Gründe für die Umsetzung sind bislang nicht bekannt. Naheliegender scheint jedoch, dass die Versetzung mit der durchgeführten Schussenkorrektur in Zusammenhang gebracht werden kann. Die Pfarrchronik berichtet hierzu: „Die eiserne Brücke über die Schussen auf dem Wege nach Eschach ist im Herbst 1880 aufgestellt worden. Sie war vorher Eisenbahnbrücke in der Nähe des Klöckener Bahnwärterhäuschens, wog 400 ctr.

und wurde um 4000 M. angekauft. Bis die Brücke an Ort und Stelle war und mit der erforderlichen Erhöhung des Straßendamms und der kleinen Schussenkorrektur von der Brücke an aufwärts bis zu des Eichelbauren Wäldchen links der Schussen, kam sie auf 2000 Mark. Dazu gab der Staat einen Beitrag von 7000 Mark und die Amtskorporation einen solchen von 3000 Mark. Vorher führte eine hölzerne gedeckte Brücke über die Schussen, die aber bei jedem Hochwasser in Gefahr stand, hinweggeschwemmt zu werden, was aber jetzt bei der so schweren eisernen und zudem höher gestellten Brücke nicht mehr zu befürchten ist, auch außerdem die Schussen durch die Correction ein breiteres Bett erhalten hat.“

1 Ansicht der Schussenbrücke bei Ravensburg-Oberzell von Osten. Mit Flächengerüst unter der Brücke zur Schadensuntersuchung (Februar 2008).



Nach fast 130 Jahren scheint die Schussenbrücke auch an ihrem zweiten Standort überflüssig geworden zu sein. Zum einen bildet sie seit eh und je mit ihrer knapp 4,5 m breiten Fahrbahn eine Engstelle für den Straßenverkehr und zum anderen bestehen Bedenken, dass die Brücke einem möglichen Jahrhunderthochwasser nicht mehr standhalten könnte. Aus diesen Gründen plant das zuständige Landratsamt die Demontage und Einlagerung der Schussenbrücke mit der Option, diese früher oder später in Form einer Fußgängerbrücke an anderer Stelle wieder zu errichten. Da es sich bei der Stahlträgerbrücke um ein Kulturdenkmal gemäß § 2 Denkmalschutzgesetz handelt, wurde von Seiten des Regierungspräsidiums Tübingen, Referat 25 – Denkmalpflege, und dem Landesamt für Denkmalpflege, Fachbereich Metallrestaurierung, die Auflage zur Bestandserfassung und Schadenskartierung, mit dem Ziel einer Wiedererrichtung der Brücke, gestellt. In diesem Zusammenhang wurde auch eine metallografische Untersuchung an der historischen Stahlkonstruktion zur Feststellung der Werkstoffeigenschaften des betagten Stahls durchgeführt.

Zum Schadensbild

Bei Stahlbrücken zeigen sich regelmäßig vergleichbare Schadensbilder. Es handelt sich um Korrosionen, die zu größeren Materialabtragungen bis hin zum Komplettverlust führen können. Hauptursache für diese Korrosionsschäden, die sich mehrheitlich auf oder unter der Fahrbahnebene befinden, sind hohe Chloridbelastungen, die auf die Verwendung von Streusalz hindeuten. Auch bei der Schussenbrücke zeichnet sich dieses

2 Die Punktmarkierungen auf den Flanschplatten weisen darauf hin, dass die Brücke ursprünglich an Ort und Stelle errichtet und vernietet wurde (Februar 2008).

Schadensbild deutlich erkennbar, jedoch nicht gravierend, ab. Bereiche ohne Staunässe bzw. ohne Chloridbelastung zeigen dagegen keine Schäden oder nur geringen Korrosionsangriff. Rechts und links der Fahrbahn kann Regenwasser zwischen dem Fahrbahnbelag und den Hohlkastenträgern nach unten fließen. Vor allem im Winter, bei hoher Streusalzbelastung, verursacht dieser Wasserabfluss die vorgefundenen Schadensbilder. Das salzbelastete Regen- bzw. Tauwasser fließt entlang der Querträgerprofile und führt so in den entsprechenden Bereichen zu Korrosionsschäden an Trägern und Nietverbindungen. Die Hohlkasten-Hauptträger aus der Mitte des 19. Jahrhunderts weisen hingegen nur marginale Schäden auf. Besonders am innenliegenden unteren Flansch, wo sich ebenfalls Regenwasser sammeln kann, zeigen sich Schadensbilder, die jedoch aufgrund der Materialstärke und der hohen Stahlgüte nur zu geringem Materialabtrag führten. Durch die Korrosion an den Querträgern wurden auch Nietverbindungen in Mitleidenschaft gezogen. Abgesprengte Nietköpfe konnten hier beobachtet werden. Teilweise sind fehlende Niete allerdings auch auf die Umbauphase 1880 zurückzuführen.

Bei historischen Stahlkonstruktionen wird immer wieder die gute Verarbeitungsqualität bei gleichzeitiger Verwendung von hohen Stahlgüten deutlich. Wie die metallografische Untersuchung ausweist, handelt es sich bei den an der Schussenbrücke verwendeten Stählen um qualitativ hochwertige, kohlenstoffarme, gut verarbeitete, paketierte Puddelstähle. Stähle dieser Art erweisen sich nicht nur als äußerst korrosionsarm und langlebig, sie neigen auch nicht zu Schäden, die auf hohe Lastwechselzahlen zurückzuführen sind.

Zu den werkstoffkundlichen Beobachtungen

Die so genannte „Paketierung“ von Schmiedeeisen ist ein Verfahren zur Herstellung von großen Roheisenzainen, in dem kleinere gewalzte „Knüppel“ mit einer ungefähren Masse von ca. 50 kg zu größeren Einheiten zusammengeschmiedet werden. Bei diesem Verfahren werden die vorbereiteten, aus dem Frischverfahren gewonnenen Knüppel in der Regel kreuzförmig bzw. nebeneinander gestapelt und durch Schmieden miteinander verschweißt. Zumeist wurde hierbei darauf geachtet, dass die äußeren Knüppel weitgehend schlackenfrei waren. Dadurch wurde gewährleistet, dass das später daraus gewalzte Blech quasi eine Speckschicht aus sehr reinem Eisen umgab. Diese Schicht konnte korrosiven Einflüssen länger Widerstand leisten. Offensichtlich war die Wechselwirkung zwischen



nach innen gehenden Schlackeeinschlüssen und Werkstoffversagen hinlänglich bekannt. Nicht vermeiden ließ sich dennoch, dass neben verschiedenen, teils sehr hohen Kohlenstoffgehalten auch erhebliche Schlackeeinschlüsse im Inneren vorhanden waren. Diese Eigenschaften des Werkstoffs zeigen sich im erzeugten Blech in Form unterschiedlicher Gefügemerkmale. Überwiegend waren die Puddelstähle jedoch sehr kohlenstoffarm, was zu nahezu rein ferritischen Stählen führte. Als ferritisch bezeichnet man Stahl, der einen Kohlenstoffgehalt von unter 0,1 Prozent besitzt und auch sonst weitgehend unlegiert ist. Heute werden diese Stähle meist in Elektromagneten verwendet oder mit Chrom und Silicium legiert. Die Struktur der Materialschliffe im Vergleich zeigt, dass nicht alle verwendeten Knüppel gleiche Kohlenstoffgehalte aufweisen. Manchmal kamen auch Knüppel mit höheren Kohlenstoffgehalten zum Einsatz, wodurch sich ebenso Perlit innerhalb einer ehemaligen Paketlage nachweisen lässt. Es ist daher wichtig, darauf hinzuweisen, dass sich unterschiedliche Schlacke- und Kohlenstoffgehalte in den lokalen Härtegraden und Festigkeitseigenschaften der Bleche widerspiegeln. Denn es ist davon auszugehen, dass die Korngrößenunterschiede in den aus der Schussenbrücke gezogenen Bohrkernen durch unterschiedliche Werkstoffeigenschaften der Knüppel entstanden sind. Somit ist in den Blechen letztlich die Werkstoffeigenschaft jeder Paketierungslage der Rohknüppel ablesbar.

Die metallografische Untersuchung der Puddelstähle zeigt auch verstärkte Fragmentierungen der ferritischen Struktur, die weitgehend auf Umformschritte während der Blechherstellung schließen lässt. Diese Umformung fand tendenziell bei geringer Temperatur (Kaltverformung) statt, sodass Schlackeeinschlüsse zerbrochen wurden. Die Fragmentierung fand in einem frühen Stadium der Blechherstellung statt, eventuell schon in einer Phase der Knüppelherstellung. Ein „Vergleichsknüppel“ aus der „Zollernhütte“ Lauchertal lässt die Vermutung zu, dass die Fragmentierung bereits bei der Knüppelherstellung entstand. Um diese Fragmentierung rückgängig zu machen, hätte es einer Temperatur deutlich oberhalb von 1200° C bedurft. Diese Temperatur wurde offensichtlich nach dem Puddelprozess nicht mehr für die Umformprozesse erreicht. Daher ist anzunehmen, dass die Umformschritte der Blechherstellung bei vergleichsweise niedriger Temperatur bzw. stark wechselnden Temperaturen vonstatten gingen. Hierdurch ergaben sich auch die unterschiedlichen Korngrößen (Rekristallisation), die in den Blechen zu finden sind. Es muss jedoch bemerkt werden, dass selbst lokale Umformprozesse nicht zwangsläufig zur Fragmentierung der Schla-



ckeilen führen müssen. Diese Prozesse könnten bei der Umsetzung der Brücke oder der Montage der Brücke vor Ort abgelaufen sein.

Rückschlüsse aus den Werkstoffeigenschaften der Schussenbrücke

Die nachfolgende Tabelle gibt einen Überblick zu den Werkstoffkennwerten und daraus ermittelten Zugfestigkeiten einiger bisher in Vergleich vorliegenden Proben historischer Stahlkonstruktionen in Baden-Württemberg. Es ist davon auszugehen, dass die ermittelten Kennwerte der Schussenbrücke und auch anderer historischer Objekte stets besser zu bewerten sind als der heute übliche Standard-Baustahl S235 (früher: St37).

Die aus der Vickershärteprüfung umgewerteten Zugfestigkeitswerte liegen bei der Schussenbrücke deutlich oberhalb von 500 MPa (bis 591 MPa) bzw. im Mittel nur wenig unterhalb von 500 MPa. Auch andere untersuchte historische Stahlkonstruktionen zeigen die hohe Qualität historischer Puddelstähle. Dies belegt einmal mehr, dass historische Stahlbauten bei regelmäßigem und fachgerechtem Bauunterhalt ohne Weiteres mit modernen Stahlbauten mithalten, ja diese in ihrer Qualität sogar übertreffen können.

Ausblick

Es wäre wünschenswert, wenn die nun über 160 Jahre alte Schussenbrücke auch weiterhin für die Öffentlichkeit zugänglich und erlebbar wäre, stellt sie doch ein sehr seltenes Beispiel einer frühen noch erhaltenen Eisenbahnbrücke dar. Im Allgemeinen wurden diese Eisenbahnbrücken durch die Bahnzulassungsbehörden für den Bahnverkehr abgebrochen und konnten vereinzelt nur durch die

3 Typisches Schadensbild an den Querträgern unterhalb der Fahrbahnplatte. Rechts kann salzbelastetes Tauwasser von der Fahrbahn abfließen und zeichnet dann das Korrosionsbild am Steg der Querträger (Februar 2008).

Tabelle 1: Vergleich von Härtewerten (HV=Vickershärte), umgewerteter Zugfestigkeitswert und tatsächlich ermittelten Zugfestigkeitsdaten von verschiedenen Puddelstahlproben.

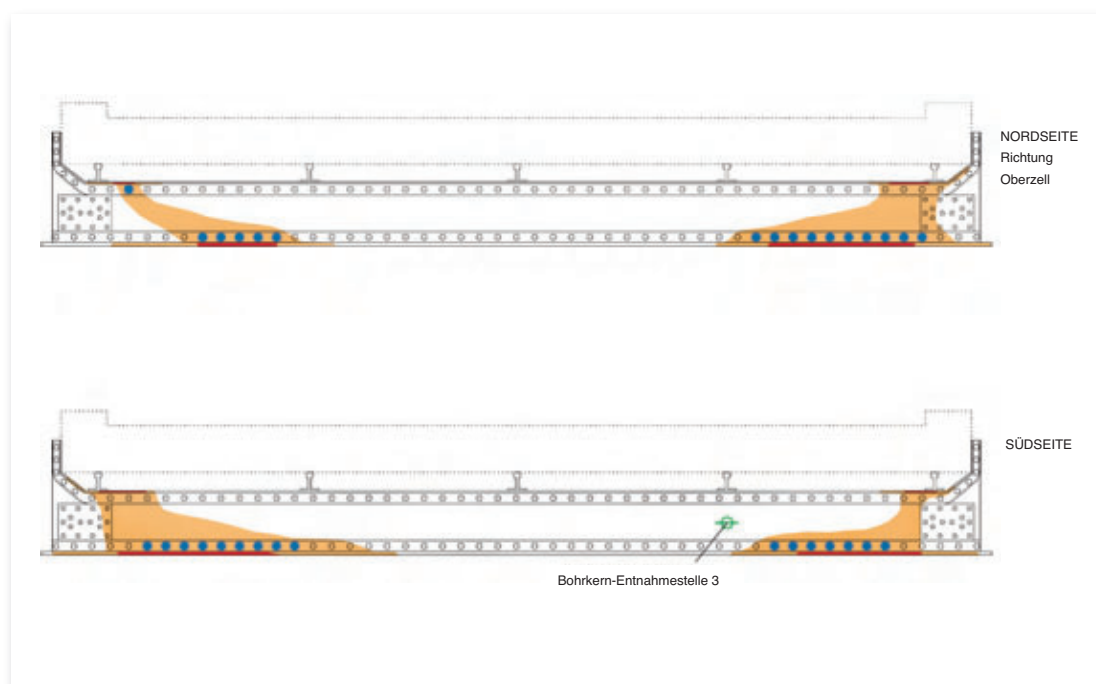
	Härte HV	umgewertet R_m [MPa]	$R_{p0,2}$ [MPa]	R_m [MPa]
Ravensburg-Schussenbrücke: Bleche	148	474	n.b.	n.b.
Ulm-Münster: Niet	136	433	250	525
Ravensburg-Eschersteg: Niet	131	418	330	520
Dischingen-Reithalle: Gelenkbolzen	117	376	n.b.	n.b.
Dischingen-Reithalle: Knotenbleche	132	421	n.b.	n.b.
Dischingen-Reithalle: Träger	145	465	n.b.	n.b.
Freiburg-Münster: Ringanker	103	329	407	466
Freiburg-Münster: Stabanker	91	289	202	292
Freiburg-Münster: Mauerklammer	88	279	224	296
TÜV NORD MPA Leuna	k.A.	-	231	302
Hütte 1892	k.A.	-	127–167	324–392
Langenberg 1992	k.A.	-	239–262	276–479
S185 (St33)	k.A.	-	186	324–491
S235JRG2 (RSt37-2) – Standard-Baustahl	k.A.	-	235	363–441

Zweitverwendung als Straßenbrücke überdauern. Die Systembauweise erlaubt nun eine Demontage und daraufhin eine erneute Montage der Brücke ohne wesentliche Eingriffe in die Substanz.

Bei Aufbau und Neumontage sind lediglich die an den Querträgern zur Demontage entnommenen Niete zu ersetzen und ein entsprechender Korrosionsschutz aufzutragen. Eine weitergehende Reinigung durch Sandstrahlen und Zinkgrundierung muss unterbleiben. Diese würde die Korrosionseigenschaften der Brücke eher verschlechtern.

Die bereits erwähnten herstellungsbedingten Eigenschaften des relativ kohlenstoffarmen Stahls, der darüber hinaus auch noch frei von anderen Begleitmetallen ist, sorgt für ein sehr träges Korrosionsverhalten. Es ist in Zusammenhang mit

den noch auf den Blechen verbliebenen Walzhäuten von einem optimalen Korrosionsschutz auszugehen, der an korrosionsarme Stähle erinnert. Problematisch können sich nur die durch Chloride belasteten Bereiche auswirken, die in den vergangenen Jahren durch Streusalz entstanden sind. Hier ist ein entsprechender denkmalgerechter, sanfter Korrosionsschutz durchzuführen. Er beinhaltet eine partielle Handentrostung der losen Korrosionsprodukte, einen Korrosionsschutzanstrich auf Mennigebasis entsprechend des bestehenden historischen Korrosionsschutzes und das Aufbringen einer Deckschicht auf Basis eines Öllack-Systems. Für die weitgehend schadlosen Bereiche des Brückenkörpers reicht das Auftragen einer ölgebundenen Verschleißschicht aus.



4 Beispiel einer Schadenskartierung an Querträger 6 mit dem typischen Schadensbild (die darüber liegende Fahrbahnplatte ist hier punktiert dargestellt).

Quellen

Bauwerksbuch: Auszüge zur Schussenbrücke (Bauwerksnummer 8223520) bei der Straßenbauverwaltung Baden-Württemberg, RP Tübingen.

Bestandserfassung und Schadenskartierung: Markus Numberger, Büro für Bauforschung und Denkmalschutz, unveröffentlichtes Manuskript, Landratsamt Ravensburg.

Metallografische Untersuchung: Forschungsinstitut Edelmetalle & Metallchemie (fem), unveröffentlichtes Manuskript, Landratsamt Ravensburg.

Pfarrchronik Oberzell: Freundliche Mitteilung von Herrn Rothenhäusler, Ravensburg.

Glossar

Damaststahl: Damast oder Damaszener Stahl wurde ursprünglich für die Herstellung von Messer- bzw. Schwertklingen verwendet. Genau genommen bezeichnet der Begriff nur den im orientalisches-arabischen Raum im Tiegelgeschmelzverfahren hergestellten Stahl. Der Name findet allerdings auch Verwendung für hauptsächlich in Europa gefertigte Verbundstähle. Die Besonderheit ist die Schichtung mehrerer weicher und harter Stahlplatten, die im Schmiedefeuer miteinander verschweißt werden. Anschließend wird das Stahlpaket ausgeschmiedet und immer wieder gefaltet, wobei mehrere hundert Schichtungen entstehen können. Durch die Verbindung von abwechselnd weichen und harten Stahlschichten entsteht ein sehr harter und gleichzeitig flexibler Stahl.

Eisenzainen: Bei Eisenzainen handelt es sich um Eisenstreifen bzw. -stäbe, die entweder in Form gegossen (nicht zu verwechseln mit Grauguss) werden oder wie beim Paketierungsverfahren aus mehreren Roheisenknüppeln zusammengeschweißt werden.

Paketierung: Durch das Schichten und Verschweißen mehrerer Roheisenknüppel, die in der Regel kreuzweise übereinander gelegt wurden, entstehen besonders strapazierfähige Stahlpakete. Diese Schichtungen lassen sich noch heute an Querschliffen der Stähle erkennen und werden als Paketierungen bezeichnet.

Perlit: Perlit ist ein lamellar angeordneter Gefügebestandteil des Stahls. Es handelt sich dabei um ein Phasengemisch aus Ferrit (Reineisen) und Zementit (sehr harte Verbindung aus Eisen und Kohlenstoff), das durch gekoppelte Kristallisation im Stahl bei Kohlenstoffgehalten zwischen 0,02 % und 6,67 % auftritt.

Puddelstahl: 1784 erfand der Engländer Henry Cort das sog. Puddelverfahren zur Herstellung schmiedbaren Stahls. Beim Puddeln wird das Roheisen in großen Pfannen eines Puddelofens geschmolzen und dann mit langen Stangen durchgerührt (puddled), um unter Zugabe von Reduktionsmitteln, insbesondere Kohle, und mittels häufigem Umrühren Stahl herzustellen.

Durch das Rühren wird die Schlackeschicht durchbrochen und das Eisen immer wieder sauerstoffhaltigen Verbrennungsgasen ausgesetzt und somit gefrischt, um Verunreinigungen auszutreiben und den Kohlenstoff zu verbrennen. Aufgrund der besonders hohen Korrosionsresistenz wurde Puddelstahl von der englischen Marine für den Schiffbau verwendet.

Vickershärte: 1925 von Smith und Sandland entwickelte und nach der britischen Flugzeugbaufirma Vickers benannte Härteprüfung, die zur Prüfung harter und gleichmäßig aufgebauter Werkstoffe dient. Dabei wird eine gleichseitige Diamantpyramide mit einem Öffnungswinkel von 136° unter einer festgelegten Prüfkraft in das Werkstück eingedrückt. Aus der mittels eines Messmikroskops festgestellten Länge der Diagonalen des bleibenden Eindrucks wird die Eindruckoberfläche errechnet. Das Verhältnis von Prüfkraft zur Eindruckoberfläche ergibt mit dem Faktor 0,1891 multipliziert die Vickershärte (HV).

Rolf-Dieter Blumer

Regierungspräsidium Stuttgart

Landesamt für Denkmalpflege

Dipl. Ing. Markus Numberger

Büro für Bauforschung und Denkmalschutz

Rosmarinweg 28

73733 Esslingen am Neckar



Wasser auf unsere Mühle ...

Konservierung, Restaurierung und Reaktivierung der „Oberen Mühle“ in Überlingen-Goldbach am Bodensee

Die „Obere Mühle“ in Überlingen-Goldbach stammt aus dem 19. Jahrhundert und gehört zu den letzten intakten Mühlen im Bodenseekreis. Aufgrund der weitgehend vollständigen Erhaltung wird bei diesem Kulturdenkmal besonders anschaulich, wie Gebäude, Wohn- und Arbeitsräume, Mühlentechnik und Wasserbau eine historische Funktionseinheit bilden. Die Mühlentechnik wurde in den Jahren 2006 und 2007 umfassend restauriert und ergänzt. Mit der Wiederherstellung des Mühlenrades und Reaktivierung der Wasserkraft sollte ein Teilbetrieb der Mühle ermöglicht werden. Das bereits vor Jahrzehnten erloschene und derzeit nicht wiederzuerlangende Wasserrecht am Goldbach machte daher eine Sonderlösung erforderlich.

Kornelius Götz

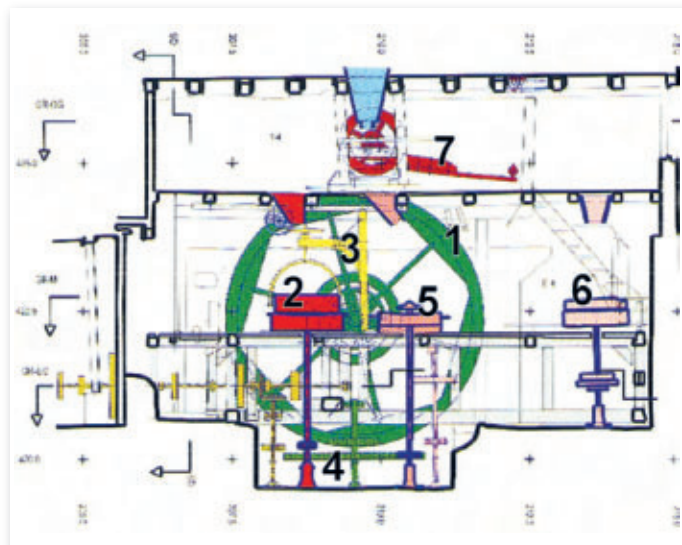
1 Die „Obere Mühle“ in Überlingen-Goldbach, Ansicht von der Straßenseite.

2 Die Hauptbestandteile des Mühleninventars auf dem Teillängsschnitt. Im Hauptraum des Erdgeschosses: Kammrad (1), Champagnergang (2), Steinkran (3), Königsrad (4), Mahlgang (5), Gerbgang (6), Sackaufzug (7). (Abb. s. Literatur, S. 72).

Umfassende Dokumentation durch das Landesdenkmalamt

Denkmalpflege und Eigentümerfamilie hatten schon früh den kulturhistorischen Wert der „Oberen Mühle“ in Überlingen-Goldbach erkannt und sich auf eine längerfristige Erhaltungsstrategie verständigt. Bereits im Jahr 2000 wurde eine vorbildliche umfangreiche Bestandsdokumentation des Gebäudes und seiner Mühlentechnik durchgeführt. Sie umfasst neben den messtechnischen Aufnahmen die Inventarisierung, Literatur- und Archivrecherche, Fotodokumentation und den Aufbau eines Informationssystems. Bearbeiter waren der Technikhistoriker Andreas Hebisch und die Vermessungsingenieurin Antje Breden. In Arbeits-

heft 9 des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg „Vom Messbild zur Bauanalyse“ wurden die Ergebnisse der beispielhaften Dokumentation 2001 vorgestellt. Diesen Forschungen verdanken wir die Kenntnisse zur Bau- und Technikgeschichte der „Oberen Mühle“: 1845 wurde sie als einstöckige Furniermühle errichtet, zwischen 1855 und 1859 zur Getreidemühle umgerüstet und auf drei Geschosse aufgestockt. Der Ausbau der Mahltechnik erfolgte nicht auf einmal, sondern Stück für Stück, was heute noch am Inventar ablesbar ist. Aufschluss über die Vollständigkeit des Inventars in der „Oberen Mühle“ gibt ein juristischer Briefwechsel aus den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts. 1963 erfolgte die Stilllegung der Mühle, während das Gebäude bis in die





3 Panorama im Hauptraum des Erdgeschosses: Elevator zum Trommelsieb (1), Champagnergang (2), Elevator zum Plansichter (3), Plansichter (4), Elevator beim Gerbgang (5), Gerbmachine (6).

späten siebziger Jahre als Wohnhaus genutzt wurde. Danach stand die „Obere Mühle“ über 20 Jahre leer, bis sie von der heutigen Eigentümerfamilie erworben wurde.

2001 erhielt der Autor den Auftrag zur Kosten-schätzung, Planung und Fachbauleitung für die Konservierung und Restaurierung des Mühleninventars. In Gesprächen mit möglichen Unterstützern der Maßnahme wurde bereits zu diesem Zeitpunkt deutlich, dass das Engagement eines interessierten Personenkreises im Dorf Goldbach sowie das der Stadt Überlingen nur mit dem Ziel eines zumindest eingeschränkten Schaubetriebs der Mühlentechnik erreicht werden konnte. Um diese maßgeblichen Unterstützer zu gewinnen, war die Denkmalfachbehörde zu Zugeständnissen bei der Ergänzung des Wasserrades und dem „Ersatz“ von Wasserkraft bereit.

Ein Förderverein ist nötig

Bei Klärung der technischen Fragen stellte sich schnell heraus, dass noch ein Akteur fehlte: Jemand, der sich auf Dauer um die Pflege und Präsentation des Mühleninventars kümmern würde. Bereits in den 1990er Jahren hatte die Eigentümerfamilie die vollständige Instandsetzung des

Gebäudes vorgenommen, dafür erhebliche finanzielle Mittel aufgewendet und nun vor allem ein Nutzungsinteresse an den ehemaligen Räumen der Müllerwohnung. Sie unterstützte jedoch bereitwillig die Nachnutzung der Mühle als technisches Denkmal. Deshalb wurde im Jahr 2003 der „Förderverein Obere Mühle Goldbach“ gegründet. Seither fungiert er für alle Maßnahmen an der Mühlentechnik als Auftraggeber und ist der Nutzer des nicht bewohnten Denkmalteils der Mühle. Unter seiner Regie konnte der Autor alle weiteren Schritte entwickeln. Schließlich wurde ein Freiraumplanungsbüro eingebunden, um Konzepte für einen Betrieb mit Wasserkraft trotz des erloschenen Wasserrechts am Goldbach zu erarbeiten.

Restaurierungs- und Instandsetzungsziele

Bei jeder Planung eines Restaurierungsprojektes ist eine klare Abfolge von Zielbestimmung, Maßnahmenplanung und Ausführung entscheidend. Deshalb wurden zuerst die Restaurierungsziele bestimmt: Das Mühleninventar sollte in einen „gepflegten Gebrauchszustand“ versetzt werden und die technischen Objekte nach Beendigung der Maßnahme wieder so aussehen, wie sie am

4 Ursprünglich blanke Stahloberfläche einer Transmissionsscheibe vor der Konservierung.

5 Ursprünglich blanke Stahloberfläche einer Transmissionsscheibe nach der Konservierung. Sie wurde im Niederdruckstrahlverfahren entrostet und mit OKS 2100 konserviert, einem Korrosionsschutzfilm auf Wachs-basis.





6 Das Auffangtuch an der Gerbmaschine vor der Restaurierung.

7 Das Auffangtuch an der Gerbmaschine nach der Restaurierung.

letzten Tag ihres Betriebes im Jahre 1963 aus-
gesehen haben könnten. Des Weiteren wurde die
Teilrekonstruktion des Mühlrades festgelegt, da-
mit sein Antrieb wieder mit Wasserkraft erfolgen
kann. Das Projekt wurde in zwei Bauabschnitte
unterteilt: Zuerst sollten das Inventar behandelt,
danach im zweiten Abschnitt das Mühlrad und
die Wasserversorgung wiederhergestellt werden.
Nach deren erfolgreichem Abschluss wollte man
ein oder zwei typische Müllereimaschinen ver-
suchsweise in Gang setzen.

Konservierung und Restaurierung des Mühleninventars

Zunächst waren alle lose in und auf den Maschi-
nen liegenden Schmutzablagerungen in Handar-
beit aufzunehmen und zu entfernen. Diese Erst-
reinigung führte der Förderverein durch. Danach
begann ein Restaurator für technisches Kulturgut
mit seiner Arbeit. Alle Außen- und Innenflächen
der Maschinen wurden, soweit zugänglich, mit
dem Staubsauger gereinigt. Teilweise musste die
Korrosion im Niederdruckstrahlverfahren und mit
einem schonenden Spezialreinigungsgranulat mit
einer Härte von ca. 8 Mohs (Härteskala für Mi-
nerale) abgenommen werden. Ehemals blanke
Stahlflächen wurden mit einem Schleifvlies
schonend überarbeitet. Bei allen übrigen Stahl-
flächen entfernte man nur die lose auflie-
genden Korrosionsschichten. Zur Konservierung
erhielten die Stahlflächen abschließend ein
Korrosionsschutzwachs.

In Ausnahmefällen wurde rekonstruiert und er-
gänzt, so etwa am Champagnergang (der Mahl-
stein besteht aus einem Naturstein aus der
Champagne), dessen Zarge und Schüttelschuh
durch Holzergänzungen gesichert werden mus-
sten, weil beide durch Insektenfraß stark geschä-
digt waren. An der Gerbmaschine wurde das be-
schädigte Auffangtuch durch Hinterlegen eines

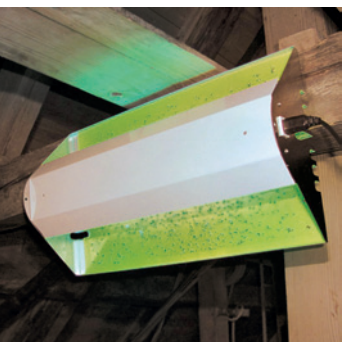
Leintuches mit doppelseitigem Bügelband fixiert.
Insgesamt stellten diese Arbeiten jedoch nur ei-
nen geringen Teil der Gesamtmaßnahme dar.

Integrierter Holzschutz

Ein Gutachter für die Schädlingsbekämpfung
wurde eingeschaltet, weil Hausschwamm Teile des
Gebäudes und Insekten (Anobien) das hölzerne In-
ventar massiv befallen hatten. Da sich die Insekten
nahezu auf die gesamte hölzerne Mühlentechnik
ausbreiteten, kam eine lokale Bekämpfung nicht in
Betracht. Aus Rücksicht auf Besitzer und Anwoh-
ner sollte eine Gebäudebegasung mittels toxischer
Gase nicht zur Anwendung kommen. Das feuch-
tegeregelte Warmluftverfahren wurde ebenfalls
verworfen, weil die Unverträglichkeit mit den höl-
zernen Teilen des Mühleninventars sowie relativ
hohe Kosten dagegen sprachen.

Stattdessen verfolgte man das Konzept des „in-
tegrierten Holzschutzes“: Das Holz wird unter Zu-
hilfenahme konstruktiver, physikalischer und bio-
logischer Maßnahmen geschützt; auf chemische
Gifte verzichtet man weitgehend. Bei diesem
Konzept wird zwischen akuten und langfristigen
Maßnahmen (Beobachtung oder Monitoring) un-
terschieden. Als Akutmaßnahme wurde eine
fachgerechte Sanierung des Hausschwammbe-
falls im Mauerwerk mit Einsatz eines geprüften
Schwammsperrmittels nach DIN 68800 T4 durch-
geführt. Außerdem wurde sichergestellt, dass
künftig keine Konstruktionshölzer in direkten
Kontakt mit dem feuchten Mauerwerk gelangen.
Diese Maßnahme wurde gemäß Merkblatt der
wissenschaftlich-technischen Arbeitsgemeinschaft
für Bauwerkserhaltung und Denkmalpflege (WTA)
geplant und durchgeführt. Leider war die ur-
sprünglich an die östliche Außenwand gelehnte
Treppe vom Mahlraum zum Sackaufzug durch
Hausschwamm bereits so stark zerstört, dass sie
teilweise erneuert werden musste.

8 Gut besuchte elektri-
sche Lichtfalle (FlyTec 40)
im Dachgeschoss. Inse-
gesamt wurden drei Fallen
installiert, für jedes Stock-
werk eine.



Für das Monitoring hat man folgende Schritte festgelegt: Jährlich zwischen Mai und August werden in der Flug- und Paarungszeit von Anobien die verdächtigen Hölzer beobachtet. Dank gezieltem Abkleben befallener Hölzer durch Japanpapier mit Klucel können frische Bohrlöcher von alten unterschieden werden, da der schlüpfende Käfer in der aufgeklebten „Tapete“ (Japanpapier) ein deutliches Loch hinterlässt. So lassen sich Oberflächen sicher und langfristig überwachen und müssen nur bei tatsächlichem Befall behandelt werden. Elektrische Lichtfallen mit wechselbarer Klebefläche werden zur Feststellung von ausfliegenden Käfern genutzt. Außerdem wird jeder Käfer, der so „auf den Leim geht“, vom weiteren Vermehrungszyklus ausgeschlossen, und seine Gattung/Art kann zuverlässig bestimmt werden.

Nur bei zweifelsfrei festgestelltem, akutem Schädlingsbefall wird mit einer chemisch-technischen Imprägnierung auf Borsalzbasis bekämpft. Zu beachten ist, dass nur unbehandelte bzw. unlackierte Holzoberflächen eine flüssige Aufnahme in der erforderlichen Konzentration zulassen.

Wasser auf unsere Mühle ...?

Nachdem die „Obere Mühle“ bereits 1963 ihren Betrieb eingestellt hatte, ging in der Folge das Wasserrecht verloren. Der Wasserbedarf wurde seit jeher aus dem Goldbach gedeckt, im 200 m nordöstlich der Mühle gelegenen Mühlteich gestaut und dem überschlächtigen Rad über ein offenes Gerinne zugeleitet. Teich, Wehr und Mühlgraben sind noch teilweise vorhanden, jedoch

durch Überformung und Straßenbaumaßnahmen nicht mehr funktionsfähig. Wegen der relativ geringen Wasserführung des Goldbaches besteht ungeachtet der hohen ökologischen Anforderungen bei einem neuerlichen Eingriff in den natürlichen Bachlauf derzeit keine Aussicht, das Wasserrecht für Anstau und Mühlenbetrieb kurzfristig zurückzuerhalten. Dennoch war es erklärter Wille aller Beteiligten, die Mühle in der jetzigen Phase und für den vorgesehenen Zweck nicht ohne Wasserzufuhr zu lassen. Um zeitweise den Betrieb mit Wasserkraft zu demonstrieren, bot sich die Möglichkeit, das Regenwasser der Dachflächen einer Zisterne zuzuführen, um mittels Pumpe zumindest für einen kurzen Zeitraum das Mühlrad mit Wasser zu versorgen. Die Hoffnung, das Wasserrecht zu einem unbestimmten, späteren Zeitpunkt wiederzuerlangen, ist jedoch nicht aufgegeben.

Wiederherstellung des Mühlrads und Reaktivierung des Triebwerks

Die Überreste des Wellbaums (die Wasserradwelle), das Auflager der Wasserrinne und die Radstube ließen auf einen Durchmesser der abgegangenen Holzkonstruktion des Mühlrads von 5,7 m schließen. Die lichte Weite der Wasserzellen und damit die „Breite“ des Rades ergaben sich aus dem Abstand der Armsterne auf dem Wellbaum. Den restlichen Maßen lagen die Erfahrungen des beauftragten Mühlenbauers zugrunde. Damit steht der Mühle eine Leistung von rund 3 kW zur Verfügung, wenn eine Wassermenge von 46 l pro Sekunde fließt. Für den der-



9 Zustand vor Beginn der Rekonstruktion des Mühlrads. Der Mühlenbauer Andreas Düntzsch prüft mit dem Senklot die Einbausituation der Nabensterne.

10 Wellbaum und Armsterne im Vorzustand.

11 Armsterne mit rekonstruierten Armen aus Lärchenholz.



12 Das Kammrad nach der Restaurierung.

13 Wasser marsch! Das rekonstruierte Wasserrad in der „Oberen Mühle“ in Goldbach.

zeitigen Betrieb über die Zisterne reicht allerdings schon die geringere Menge von 15–20 l pro Sekunde.

Da nach Verlust der hölzernen Konstruktionsteile des Wasserrades genauere Hinweise auf die ursprüngliche Bauart fehlten, schlug der Mühlenbauer eine Teilrekonstruktion vor, die auch bei unregelmäßigem Demonstrationsbetrieb für eine lange Lebenserwartung des Rades sorgt. Der Radkranz und die Zellen wurden aus Stahlblech in der Werkstatt des Mühlenbauers in acht Segmenten vorgefertigt und vor Ort im Radhaus der Mühle auf die 16 Radarme montiert. Diese bestehen traditionell aus unbehandeltem Lärchenholz. Radarme aus Stahlprofilen kamen nicht in Frage, da bei den alten gusseisernen Armsternen des Wellbaums wegen deren Sprödigkeit akute Bruchgefahr bestanden hätte. Ausschlaggebend für diese Konstruktion gegenüber einer ursprünglich vielleicht reinen Holzbauweise war der beabsichtigte periodische Demonstrationsbetrieb. Dieser ermöglicht keine permanente Befeuhtung des Rades, was wiederum eine unabdingbare Voraussetzung für die lange Lebensdauer eines Holzrades ist.

Die Mühlentechnik

Das Triebwerk der Mühle war noch weitgehend in dem Zustand, in dem es vor reichlich vierzig Jahren außer Betrieb gesetzt worden war. Die Drehfähigkeit des Wellbaumes war nach Schmierung der beiden Lager wieder gegeben, obwohl der Wellbaum in den Lagerschalen bis zu 3 cm seines Durchmessers durch den jahrzehntelangen Mühlenbetrieb eingebüßt hatte. Da aber die massiven Gusslager trotz dieses gravierenden Schadens noch genügend Material für weitere Betriebsjahre vorhalten, wurde von weiteren Instandsetzungsmaßnahmen abgesehen. Eine wesentliche Ursache für den starken Abrieb von Lager und Welle ist in dem zu Sand

abwitternden Molassesandstein zu sehen, aus dessen Felswand die Radkammer auf der Bergseite ausgearbeitet ist.

Der Plan, die Armsterne vollständig bis auf die Eisenoberfläche abzustrahlen und danach neu zu streichen, wurde ebenfalls fallen gelassen und auch die Entfernung der jahrzehntealten Kalkschichten konnte unterbleiben. Rost war weder am Wellbaum noch an den Armsternen in gefährlichem Umfang vorhanden, sodass Korrosionsschutz als Argument für eine Behandlung entfiel. Diese Entscheidung wurde durch das Ergebnis der Schliffuntersuchung einer Probe vom Wellbaum unterstützt: Sie lieferte eindeutig Gusseisen als Material. Gusseisen ist aufgrund des hohen Kohlenstoffanteils relativ beständig gegen atmosphärische Korrosion. Die Materialanalyse wurde freundlicherweise vom Deutschen Bergbau-Museum Bochum übernommen.

Die Reaktivierung des Treibwerks bedeutete, dass auch die zentrale Kraftübertragung durch Kamm- und Königsrad sowie die Transmissionswellen, Lager und Zahnräder der ursprünglichen Antriebstechnik wieder gangbar gemacht werden konnten. Hierzu waren das Auswechseln der sechs Arme des Kammrades (überträgt im Mühlenraum die Kraft des Wasserrads auf die Maschinen) erforderlich sowie eine komplette Bestückung von Kamm- und Königsrad (horizontales Rad, greift in das Kammrad) mit neuen Zähnen aus Weißbuchenholz – typische Verschleißteile einer Mühle. Damit war der Leerlaufbetrieb wieder gewährleistet. In einem weiteren Schritt ließen sich zentrale Maschinen der Mühle in Gang setzen: ein Mahlgang, ein Elevator (Gurtbecherwerk zum vertikalen Transport des Getreides) und der Plansichter (trennt/siebt das Mahlgut in Bestandteile unterschiedlicher Dichte). Anlässlich des Tages des offenen Denkmals 2007 konnte die Öffentlichkeit sich ein Bild vom erfolgreichen Abschluss der Mühlensanierung machen.

Interessen von Eigentümer und Förderverein ergänzen sich

In der Goldbacher Mühle war von Beginn an eine denkmalpflegerische Sichtweise tonangebend. Die Planung sämtlicher Maßnahmen erfolgte in enger Abstimmung mit allen Beteiligten, wobei die räumliche Gliederung in der Mühle die Lösung vorgab: Die Eigentümerfamilie nutzt die ehemalige Müllerwohnung als Ferienwohnung, weitergehende Nachnutzungsansprüche bestanden seitens der Eigentümer nicht. Dadurch konnte das gesamte Mühleninventar in den übrigen Räumen unbeeinträchtigt durch andere Ansprüche konserviert und restauriert werden. Die Teilerneuerung des Mühlrades und der mangels Wasserrecht gewählte Einsatz der Wasserkraft waren Voraussetzung für die Anschaulichkeit und nicht zuletzt auch die Attraktivität eines zukünftigen „Schaubetriebs“. Ganz entscheidend war für das Projekt die Gründung des Fördervereins, der die nicht von der Eigentümerfamilie genutzten Räume des Denkmals und insbesondere die Mühlentechnik dauerhaft beobachten und pflegen wird. Führungen für angemeldete Gruppen stellen eine denkmalverträgliche und sinnvolle Nachnutzung dar, ohne die der allmähliche Verlust der historischen Ausstattung kaum aufzuhalten wäre. Deshalb war es ganz im Sinne der Nachhaltigkeit, die ehrenamtlichen Mitglieder des Fördervereins von Anfang an in die Sanierung einzubinden. Sie konnten dadurch eigene Fachkenntnisse und Motivation aufbauen, um sich nach Abzug der Experten dauerhaft für Pflege und Vermittlung in der Mühle zu engagieren.

Die Kosten des Projekts wurden zu jeweils einem Drittel von der Stadt Überlingen, der Denkmalstiftung Baden-Württemberg und dem Regierungspräsidium Tübingen, Referat 25 Denkmalpflege, übernommen.

Literatur

Hans Peter Münzenmeyer, Andreas Hebisch, Antje Breden: Bestandsdokumentation und Informationssystem zur „Oberen Mühle“ in Überlingen-Goldbach, in: Vom Messbild zur Bauanalyse, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Arbeitsheft 9, Stuttgart 2001, S. 51–76.

Praktische Hinweise

Für Besichtigungen und Führungen wenden Sie sich bitte an:
Förderverein Obere Mühle Goldbach e.V.
Herrn Hubert Regenscheit
Goldbach 18
88662 Überlingen
07551/6 27 83

Glossar

Furniermühle: bezeichnet eine Furniersägemaschine zum Schneiden regelmäßig dünner Holzplatten.

Kornelius Goetz M.A.
Büro für Restaurierungsberatung
Entengraben 1
86732 Oettingen



14 Führung in der „Oberen Mühle“ am Tag des offenen Denkmals 2007.



„Zweckmäßigkeit und Ruhe“ Das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe

Das Bundesverfassungsgericht am Karlsruher Schlossplatz wurde 1962–1969 durch den Architekten Prof. Paul G. R. Baumgarten (1900–1984) geplant und gebaut. Die viel beachteten Entscheidungen des Gerichtshofs und das mediale Interesse machten das Bauwerk zu einem der bekanntesten öffentlichen Gebäude der Bundesrepublik. Aufgrund seiner baukünstlerischen Qualität, seiner wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Bedeutung erfüllt das Bundesverfassungsgericht die Kriterien eines Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung. Die Eintragung in das Denkmaltbuch wurde beantragt.

Clemens Kieser

Bei der Schlüsselübergabe am 6. Mai 1969 bezeichnete Gebhard Müller, der damalige Präsident des Bundesverfassungsgerichts, den Neubau Baumgartens als „zeitgemäßes, zweckmäßiges und schönes Amtsgebäude für das höchste Gericht der Bundesrepublik Deutschland.“ Ferner bescheinigte er dem Architekten, alle Voraussetzungen einer Atmosphäre der „Zweckmäßigkeit und Ruhe“ geschaffen zu haben.

Prof. Paul Baumgarten hatte in Karlsruhe bereits den ersten Preis bei einem Architekturwettbewerb gewonnen, den er freilich für seinen Entwurf des Badischen Staatstheaters als Wiederaufbau an gleicher Stelle erhielt. Nachdem die Bundesrepublik dem Land Baden-Württemberg das Gelände beim Schloss für den Neubau des Bundesverfassungsgerichts abgekauft hatte, übernahm man mit Baumgarten auch den Wettbewerbsgewinner. Nach Abbruch des durch Brandbomben 1944 bis auf die Außenmauern zerstörten, von den Karlsruhern geliebten Thea-

ters begann 1964 der Neubau des Verfassungsgerichts. 1969 zog man aus dem viel zu eng gewordenen Prinz-Max-Palais – einer prunkvollen, 1884 von Josef Durm fertiggestellten Stadtvilla – von der geschäftigen Karlstraße an den ruhigeren Schlossplatz.

Vom Justizpalast zur Pavillonanlage

Im September 1964 präsentierte Paul Baumgarten drei von letztlich fünf Modellen mit Vorentwürfen. Verwirklicht wurde schließlich eine offene Pavillonform mit fünf Baukörpern, auch um die städtebauliche Gesamtkonzeption des Schlossplatzes nicht zu beeinträchtigen. Die flach ausgebreitete Gebäudegruppe verzichtete in ihren nüchternen Formen auf jegliches Imponiergehabe und wandte sich damit vehement gegen die Bautradition von Gerichtsgebäuden. Althergebrachte Justizbauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts bedeuteten bleischwere Palastarchitektur und Ehrfurcht erregende Treppenanlagen. Hohe Gerichte saßen in Berlin in der Lindenstraße in blockhaften Neubarockbauten oder hinter prunkvollen Fassadenfronten, die Macht und Autorität in steinerner Form verkörpern sollten. Ganz anders in Karlsruhe: Beim Bundesverfassungsgericht bediente man sich keiner historisierenden Formsprache und verzichtete gleichzeitig darauf, neue Machtsymbole an deren Stelle zu setzen. Die Gebäudegruppe hebt sich in ihrer gestalterischen Qualität aber auch weit von der bei zeitgenössischen Verwaltungsbauten üblichen, gelegentlich schematischen Rasterarchitektur ab. Gemessen an der hohen Autorität des Gerichts erscheint die Baugruppe bemerkenswert unaufgeregt, moderat, erreichbar und offen. Der große Sitzungssaal, jene bauliche Dominante ungefähr in der Mitte der lang gestreckten An-

1 Bundesverfassungsgericht, Sitzungsgebäude (Mitte), Richtergebäude (links), Bibliothek (rechts).



lage und durch doppelte Stockwerkshöhe betont, ist allseitig verglast. Dem zeitgenössischen Auge erscheinen die rohen Aluminiumgussplatten der Fassaden eigenartig profan, und dem eigenen Vernehmen nach hat Baumgarten diese Platten erstmals an Schweizer Bankgebäuden gesehen und bewundert. Angesichts der deutlich zutage tretenden Stahlgerüstkonstruktion der Pavillons drängt sich der Eindruck einer industriell standardisierten Bauweise auf. Tatsächlich sind alle Gebäude individuell gestaltet und werden durch einen langen verglasten Korridor verbunden, der das Rückgrat der Gebäudegruppe bildet und fünf in ihrem Grundriss annähernd quadratische Pavillonbauten verbindet, das sind Casino, Bibliothek, Sitzungsgebäude, Richtergebäude mit Innenhof und schließlich ein Verwaltungsbau beim Schloss.

Der Atriumbau mit den Richterbüros wurde auf Stahlstützen gesetzt und mit technoiden Anklängen inszeniert: Vier aneinander geschmiedete T-Träger verleihen dem Atriumbau vertikalen Halt und Gliederung. Jeweils ein muskulär wirkendes Dreierbündel diagonalen Kabel versteift die verglaste Struktur nach innen. Diese kraftvollen Windverbände sind dabei sowohl von ästhetischem Reiz als auch von statischem Wert. Der Hof des Richterbaus ist der einzige abgeschlossene Raum innerhalb der Gebäudegruppe, die Korridore grenzen unmittelbar an den Innenhof an. Der auf seinen Stützen gleichsam schwebende Atriumbau lässt mit seiner nüchternen Introvertiertheit Erinnerungen an klösterliche Kreuzgänge anklingen – er signalisiert Stille, Zurückgezogenheit und Konzentration.

Der ästhetische Reduktionismus, eine Erbschaft des Neuen Bauens der 1920er Jahre und in Rezeption der Werke eines Ludwig Mies van der Rohe, sowie die funktionsbedingte bauliche Differenzierung der Einzelgebäude tragen zur Leich-

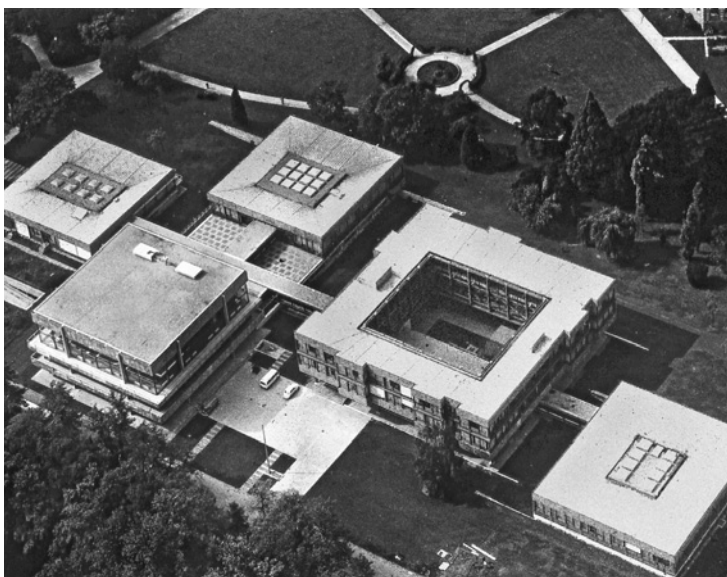
tigkeit und Individualität der Gebäude bei. Besonderes Augenmerk legte Baumgarten auf die Innenausstattung und ihre Ausgestaltung. Die Detaillösungen für Beleuchtung, Wandbeläge, Türen sind von atemberaubender Eleganz. Bemerkenswert die weißen Rohrgeländer der Treppen, für die sich der Architekt vom Schiffsbau inspirieren ließ. Seine penible Sorgfalt in allen Bau-details, die dem Vernehmen nach auch auf das Bautempo drückte, blieb in der Öffentlichkeit nicht unbemerkt. So titelte die Karlsruher Lokalzeitung während der Bauzeit: „Professor Baumgarten ringt um jede Schraube.“

Paul Baumgarten – Architekt

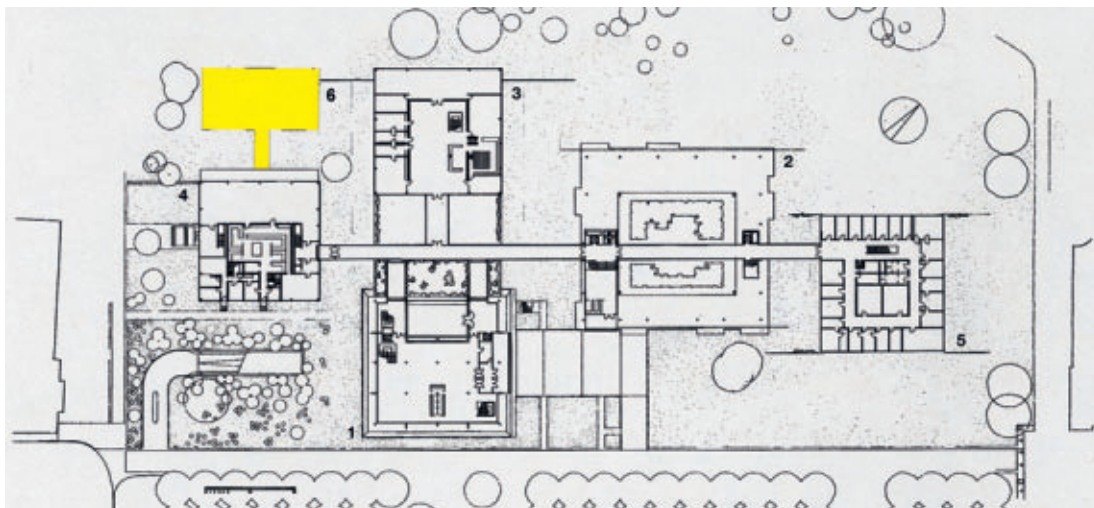
Um einer Verwechslung mit dem gleichnamigen Theaterarchitekten Hitlers zu entgehen, veränderte Baumgarten nach dessen Tod seinen Namen, indem er die Initialen G. R. (Gotthilf Reinhold) hinzufügte. Nach dem Studium war Baumgarten von 1924 an zunächst im angesehenen Atelier von Paul Mebes und Paul Emmerich tätig, 1934–1937 leitete er die Bauabteilung der Berliner Müllabfuhr, von 1937 bis Kriegsende war er Leiter des hochbautechnischen Konstruktionsbüros der Firma Philipp Holzmann. Seit 1946 freier Architekt, erhielt Baumgarten 1952 die Professur für Entwurf und städtisches Siedlungswesen an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin. 1963 saß er erstmals im Planungsrat für die Neubauten des Deutschen Bundestages und des Bundesrates in Bonn. In diesem Gremium traf Baumgarten auf die Architekten Egon Eiermann und Sep Ruf, die mit ihrem legendären Beitrag auf der Brüsseler Weltausstellung 1958 dazu beigetragen hatten, dass Deutschland als politisch gewandeltes Gemeinwesen international auch ästhetisch wieder wahrnehmbar wurde. Die transparente Glasarchitektur dieser Pavillons, die auch

2 Luftbild von 1970.

3 Stahlskelettbau des Sitzungsgebäudes, 1966.



4 Lageplan: 1) Sitzungs-
saalgebäude, 2) Richter-
gebäude, 3) Bibliothek,
4) Casino, 5) Verwal-
tungsgebäude, 6) Büro-
neubau (gelb).



für Baumgartens Verfassungsgericht vorbildlich wurde, begründete die Architektursprache des „demokratischen Bauens“ in der jungen Bundesrepublik, jene politisch-ästhetische Haltung, der der Jurist und SPD-Bundestagsabgeordnete Adolf Arndt 1961 in der Schrift „Die Demokratie als Bauherr“ Ausdruck verliehen hatte: In der Transparenz des Bauwerks habe sich die freiheitliche Gesellschaftsordnung der Bundesrepublik widerzuspiegeln. Zu den berühmten Beispielen dieser Gesinnung gehört auch der durch Sep Ruf 1963–65 für Bundeskanzler Ludwig Erhard errichtete Kanzlerbungalow in Bonn. Diese junge Bautradition der Nachkriegszeit fand ihr zunächst letztes großes Beispiel in dem 1992 vollendeten Bonner Bundestag von Günter Behnisch & Partner. Paul Baumgarten knüpfte in seinem Schaffen eng an die Tradition des Neuen Bauens der 1920er Jahre an, und sein Vorkriegswerk folgt bereits funktionalistischen Strömungen. Im Verwaltungsbau hatte sich Baumgarten den diktatorischen Bauvorschriften des Dritten Reiches zu fügen (zum Beispiel Bürohaus Salzdetfurth AG, 1938). Sein erstes bahnbrechendes Werk ist die Müllverladestation in Berlin-Charlottenburg (1934–36), ein kompromisslos moderner Industriebau der

Neuen Sachlichkeit. Der endgültige Durchbruch des Architekten erfolgte mit dem Bau des Konzertsäls der Hochschule für Musik in Berlin (1949–1954, heute Hochschule der Künste). Ähnlich bedeutend wie der Neubau des Bundesverfassungsgerichts erscheint im Werk des Architekten der Wiederaufbau des Berliner Reichstages in den Formen einer nüchternen, sachlichen Moderne (1961–1969), ein Meisterwerk, das durch die Umbauten Norman Fosters untergegangen ist. Aber auch Foster setzte wieder auf Glas und verstand es, den Reichstag bis 1999 zur Vitrine der Volksvertreter umzugestalten. Auch der sächsische Landtag ist in dieser Tradition zu sehen, er ist aufgrund seiner gläsernen Konstruktion jederzeit einsehbar (Peter Kulka, 1991–94). In Baden-Württemberg schuf Baumgarten 1963–66 mit der großen Tübinger Universitätsmensa an der Wilhelmstraße noch ein weiteres beeindruckendes Werk, das heute ebenfalls unter Denkmalschutz steht.

Magie des Ortes

Der Umgebungsbereich der Pavillongruppe des Bundesverfassungsgerichts mit seinen Grün- und Freiflächen gehört wesentlich zum Erscheinungsbild, zumal die Parkanlagen des angrenzenden Schlossplatzes und des alten Botanischen Gartens Teil des Gesamtkonzepts der 1967 in Karlsruhe ausgetragenen Bundesgartenschau waren. Dieses für die Stadtentwicklung Karlsruhes bedeutsame Vorhaben war von dem namhaften Gartenarchitekten Walter Rossow entwickelt worden und sah einen „grünen Weg“ für Fußgänger vom Bahnhof über den heute ebenfalls denkmalgeschützten Stadtgarten (vgl. Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 3/2006) bis zum Schlosspark vor. Rossow hatte sich bei der Außengestaltung des Deutschen Pavillons auf der Weltausstellung in Brüssel 1960 auch international einen Namen gemacht.

5 Ein bedeutsamer Ort:
Berichterstattung durch
Karl-Dieter Möller, ARD.



Wie beim Bundesverfassungsgericht zu verfolgen ist, sind eine ganze Reihe der Planungen Baumgartens in der Auseinandersetzung mit historischen und aktuellen Vorgaben entstanden. Nicht Angleichung wurde von ihm als Lösung gesehen, sondern ein reflektierter Dialog mit dem Bestehenden. Sein Entwurf im Spannungsfeld von Schloss, Botanischem Garten und Kunsthalle bestätigt dies auf eindrucksvolle Weise. Zwischen Schlossplatz und Botanischem Garten wird keine Grenze aufgebaut, sondern Auflockerung und Transparenz gesucht. Die zurückgenommene Farbigkeit in Silbergrau, Glas und braunem Holzton bettet den Gebäudekomplex aus vorwiegend niedrigen Flachbauten in die Parklandschaft ein, sie lässt ihn nicht hervorstechen, wie ein weiß getünchter und mehrstöckiger Blockbau dies getan hätte. Baumgartens Planung erscheint deshalb nicht nur in baukünstlerischer, sondern auch in städtebaukünstlerischer Hinsicht von hervorragender Qualität.

Karlsruhe bleibt „Residenz des Rechts“

Im Zusammenhang mit der Gründung der Bundesrepublik bewarb sich die Stadt Karlsruhe um eine ganze Reihe von Bundesbehörden und erhielt die beiden obersten Bundesgerichte, die Karlsruhes Ruf als „Residenz des Rechts“ begründeten. Der Standort des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe wurde allerdings noch dreimal diskutiert. Erstmals 1960, als die Unterbringung im Prinz-Max-Palais den Anforderungen nicht mehr genügte und die Abwanderung nach München drohte. Die Stadt Karlsruhe reagierte damals im Zusammenwirken mit dem Land und gab seine Pläne für den Neubau des Theaters am Schlossplatz auf. Das zweite Mal wurden beide Bundesgerichte in Karlsruhe durch die deutsche Wiedervereinigung gefährdet. Nach dem Willen des Altbundeskanzlers Willy Brandt und vielen anderen hätten die höchsten Gerichte 1990 nach Leipzig verlegt werden sollen. Nach längeren Verhandlungen im Bundestag und seinen Ausschüssen wurde Karlsruhe dann als Sitz der Gerichte bestätigt. Zum dritten Mal haben sich die Richter im Dezember 2000 für den Verbleib der Institution in Karlsruhe entschieden, und Karlsruhe ist die „Residenz des Rechts“ geblieben.

Ein neuer Pavillon

Wegen des Verfassungsgericht-Neubaus waren die Karlsruher Träume vom Wiederaufbau des alten Hoftheaters – 1853 von Heinrich Hübsch errichtet – an der vertrauten Stelle endgültig geplatzt. Von den Karlsruher Bürgern wurde der höchst umstrittene Abbruch der ausgebrannten Kriegeruine 1964 mit Bitterkeit verfolgt. Der un-



wiederbringliche Verlust des Theaters grub sich tief in das Gedächtnis der Zeitzeugen ein und wird von vielen noch heute bedauert. Die traumatische Vorgeschichte verdeutlicht, dass das neue Gebäude Paul Baumgartens bei den Karlsruhern von Beginn an kritisch gesehen wurde und seine Modernität lange Zeit auf wenig Verständnis stieß. Diese anhaltende öffentliche Ablehnung stand allerdings in einem zunehmenden Gegensatz zur Architekturgeschichte, deren Wissenschaftler die künstlerische Qualität und Bedeutsamkeit des Bundesverfassungsgerichts zunehmend herausstellten.

6 Der verglaste Korridor erschließt alle Pavillons.

7 Großer Sitzungssaal, Richterbank mit dem Bundesadler von Prof. Kindermann.

8 Sitzungssaalgebäude, Lobby mit Blick auf das Karlsruher Schloss.



9 Richtergebäude, Blick in den Hof.

10 Moderner Anbau von Michael Schrölkamp im Botanischen Garten.

Mehr als vier Jahrzehnte nach Einweihung des Gerichts hatte die sprunghaft gestiegene Zahl der Verfahren am Bundesverfassungsgericht zu einer erheblichen Mitarbeiterzunahme geführt, die nun unter extremer Raumnot litten. Richter und Mitarbeiter hatten ihre Arbeitsplätze in der Bibliothek aufgeschlagen oder bezogen grau getünchte Büro-Container, die provisorisch zwischen den Stahlträgern unter dem Richterpavillon aufgestellt worden waren. Raumprobleme hatte das Gericht auch vorher schon zu meistern: So wurde 1992 der als Registratur genutzte westliche Schlossflügel über einen unterirdischen Verbindungsgang an den Verwaltungspavillon angebunden. Drei Jahre später musste das Casino zugunsten zusätzlicher Arbeitsräume aufgegeben werden, wobei auch die Terrasse entfernt wurde und der öffentliche, als demokratisch-einladendes Moment der Staatsarchitektur konzipierte Zugang zur Stadt musste leider entfallen. Der inzwischen aus allen Nähten platzende Bibliotheksbau mit seiner bedeutsamen, stetig wachsenden juristischen Fachbibliothek wurde 1995 durch zwei unterirdisch ansetzende Tiefmagazine erweitert. Hatten alle diese Veränderungen bisher weder den Charakter des Gerichtsbaus, noch den seiner Umgebung von außen sichtbar berührt, so waren

die 2002 gefassten Erweiterungspläne nun ohne Eingriffe in das Erscheinungsbild der Anlage nicht mehr möglich.

Die Gebäudeerweiterung hatte aus Sicht der Denkmalpflege sowohl die denkmalpflegerischen Belange des ehemals großherzoglichen Botanischen Gartens, ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung, als auch des ebenfalls denkmalgeschützten modernen Gerichtsgebäudes zu berücksichtigen. Das Verfassungsgericht verdeutlichte der Stadt Karlsruhe, dass aus sicherheitstechnischen und arbeitsökonomischen Gründen nur eine Erweiterung am bestehenden Gebäude brauchbar sei, eine teure „Tunnellösung“, also die Anbindung eines Neubaus auf einem damals noch unbebauten Grundstück neben dem Amtsgericht am Schlossplatz, deshalb ungeeignet sei. Für die benötigte Erweiterung mit 40 Büros kam nach Abwägung aller Möglichkeiten als Bauplatz nur ein kleiner Teilbereich des Botanischen Gartens neben dem Casinobau des Gerichts und der benachbarten Kunsthalle in Frage, der an das Gebäude unmittelbar angrenzt.

Den Botanischen Garten ließ Großherzog Karl Friedrich von Baden (1728–1811) 1808, also vor 200 Jahren, durch den Botaniker Carl Christian Gmelin anlegen. Die Orangerie und die Pflanzenhäuser, die den botanischen Garten bis heute wesentlich prägen, wurden 1853–1859 von Heinrich Hübsch errichtet, der auch den älteren Teil der Kunsthalle und das Hoftheater an den Rändern der Anlage verantwortete. Der 2002 EU-weit ausgeschriebene große Wettbewerb zur Erweiterung des Bundesverfassungsgerichts erbrachte vier prämierte Entwürfe. Der Siegerentwurf sah einen lang gestreckten Gebäuderiegel auf Stahlstützen vor, der zwischen Casinobau und Verfassungsgericht tief in den Botanischen Garten hineingeragt hätte. Dieser Entwurf fand nicht die Zustimmung der Denkmalpflege, ebenso wenig der von der Bürgerinitiative vorgeschlagene Abbruch des Casinogebäudes mit einem vergrößerten Neubau oder etwa eine Aufstockung einzelner Pavillons. Die vier Preisträger des Wettbewerbs wurden schließlich gebeten, ihre Entwürfe noch einmal zu überarbeiten, wobei der Berliner Architekt Michael Schrölkamp als Favorit hervorging. Gegen diese Planung kämpfte eine 2002 gegründete, sehr engagierte Bürgerinitiative, die den Botanischen Garten von allen Eingriffen schützen wollte. Die Bürgerinitiative sammelte 2003 in einem halben Jahr annähernd 24 000 Unterschriften, um einen Bürgerentscheid herbeizuführen. Die in Karlsruhe dazu erforderliche Anzahl von 20 000 wurde jedoch verfehlt, da zahlreiche Unterschriften nicht gültig bzw. die Unterzeichner nicht stimmberechtigt waren. Schließlich konnte also die Planung

Schrölkamps verwirklicht werden, jene durch die Bürgerinitiative beim Landtag und beim Deutschen Bundestag angestrebten Petitionen scheiterten 2005.

Insgesamt gesehen trug die durch Bürgerinitiative und Architekturwettbewerb angestoßene und engagiert geführte öffentliche Diskussion zu einem wertvollen Austausch der Standpunkte bei. Der Eingriff in den denkmalgeschützten Garten konnte nicht verhindert, aber in einem vertretbaren Rahmen gehalten werden. Im Laufe der auf hohem Niveau geführten Debatte erhielt die fachliche Denkmalpflege wiederholt die Gelegenheit, darzulegen, warum es sich beim Bundesverfassungsgericht ebenfalls um ein gesetzlich geschütztes Kulturdenkmal handelt. Diese Tatsache war in der Karlsruher Bürgerschaft nur wenig bekannt gewesen und stieß zunächst auf Unverständnis und offene Ablehnung. Der 2007 schließlich fertiggestellte und eingeweihte Bürobau bei der Kunsthalle fügt sich heute in seinem zurückgenommenen Volumen und in seiner dezenten Farbigkeit ruhig in den Botanischen Garten ein und tritt in respektvoller und doch zeitgenössischer Weise neben die Pavillonanlage des Bundesverfassungsgerichts.

Literatur

W. Leuschner: Neubau für das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe. In: Die Bauverwaltung, 13 (1964), Nr. 6, S. 299–301

Schlüsselübergabe für das neue Amtsgebäude des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe, Schlossbezirk 3, am 6. Mai 1969. [Ansprachen von Gerhard Voss, Kurt Schmücker, Gebhard Müller, Horst Ehmke, Robert Gleichauf und Günter Klotz, Typskript, Badische Landesbibliothek Karlsruhe]

Bundesverfassungsgericht (Hrsg.): Das Bundesverfassungsgericht 1951–1971. Karlsruhe 1971

Bundesverfassungsgericht (Hrsg.): Fünfundzwanzig Jahre Bundesverfassungsgericht. 1951–1976. Festakt aus Anlaß des 25-jährigen Bestehens des Bundesverfassungsgerichts am 18. November 1976. Heidelberg und Karlsruhe 1976

W. Ribbe und W. Schäche (Hrsg.): Baumeister, Architekten, Stadtplaner. Biographien zur baulichen Entwicklung Berlins. Berlin 1987

E. Lux und M. Wiedemann (Bearb.): Paul Baumgarten: Bauten und Werke 1924. (Schriftenreihe der Akademie der Künste Band 19) Berlin 1988

S. Holst-Steppat: Artikel „Paul Baumgarten“ In: Saur Allgemeines Künstlerlexikon. München und Leipzig 1993, Bd. VII, S. 607 f.



A. Menting: Paul Baumgarten – Schaffen aus dem Charakter der Zeit. (Die Bauwerke und Kulturdenkmäler von Berlin, Beiheft 27) Berlin 1998

Verein der Richter des Bundesverfassungsgerichts e.V. (Hrsg.): Das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe: Architektur und Rechtsprechung / The Federal Constitutional Court of Germany. Basel, Boston und Berlin 2004. (Text dt. und engl.) [Beiträge von Jutta Limbach, Hans-Jürgen Papier, Thorsten Bürklin, Michael Wilkens]

R. Hollmann: Erweiterung des Bundesverfassungsgerichts. In: OFD-Magazin, 3 (2007), S. 4–9

N. Ballhaus: Verfassungsorganfortsatz. Die Erweiterung des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe. In: Bauwelt, 99 (2008), Nr. 14, S. 26–31

C. Holl: Nah am Vorbild – nah am Bürger. Erweiterung des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe. In: Deutsche Bauzeitung, 142 (2008), Nr. 8, S. 38–42, 96–98

11 Eckdetail am Sitzungssaalgebäude.

Dr. Clemens Kieser

Referat 25 – Denkmalpflege
Regierungspräsidium Karlsruhe



18 x Steinzeit

Rückblick auf die Begleitausstellung zur Fernsehdokumentation „Steinzeit – Das Experiment. Leben wie vor 5000 Jahren“

Zwischen Mai 2007 und Juli 2008 präsentierten insgesamt 18 Museen deutschlandweit die vom Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart konzipierte Begleitausstellung zur Fernsehdokumentation „Steinzeit – Das Experiment. Leben wie vor 5000 Jahren“. Da mit dem Colombischlössle in Freiburg i. Br. und dem Museum im Schlössle in Freiberg a. N. zumindest vorerst die letzten Sonderausstellungen ihre Pforten geschlossen haben, ist dies Anlass für eine kurze Bilanz über das in seiner Art ungewöhnliche Ausstellungsprojekt (Abb. links).

Marion Heumüller

Die Fernsehdokumentation

Vielleicht hat der eine oder andere im Frühsommer und Herbst vergangenen Jahres die Sendungen des Fernseh-Events verfolgt. Die Produktion stand in der Tradition von Projekten wie dem „Schwarzwaldhaus“, in denen sich Menschen von heute auf eine Zeitreise in die Vergangenheit begeben und mit ihren Erlebnissen und Erfahrungen Geschichte auf spannende Art erlebbar machen sollen. Das „Steinzeitexperiment“ war das bislang größte und aufwendigste Projekt dieser Art: Zum einen war der Zeitabstand zu heute am größten, zum anderen sollten dem Fernsehpubli-

kum nicht nur das Erlebnis „Steinzeit“ vorgeführt und wissenschaftliche Erkenntnisse vermittelt werden, es gehörte auch zur erklärten Zielsetzung der SWR-Produktion, wissenschaftliche Ergebnisse experimentell zu überprüfen. Das mit großem Aufwand produzierte, als „living science“ bezeichnete Fernsehprojekt wurde in verschiedenen Folgen und Formaten für unterschiedliches Zielpublikum angelegt: Im Mai und Juni 2007 sendete die ARD nicht nur eine vierteilige Folge für Erwachsene und Jugendliche, sondern auch eine spezielle dreiteilige Reihe für Kinder. In verschiedenen in SWR und BR ausgestrahlten Wissenssendungen wurden Fakten und



1 Die frisch eingekleidete Steinzeitsippe zu Beginn des Experiments.



wissenschaftliche Hintergründe präsentiert. In Talkshows berichteten die Steinzeitprotagonisten über ihre Erlebnisse und Erfahrungen. Einige Monate später folgte eine spezielle Sendung zur Alpenüberquerung sowie eine etwas nachdenklichere Fernsehfolge, in der in Rückblicken die Ereignisse und persönlichen Erfahrungen der Steinzeitprobanden herausgearbeitet wurden. Die Handlung der Sendefolgen lässt sich wie folgt zusammenfassen: Eine „Sippe“, bestehend aus zwei Familien mit Kindern, einer „Oma“ und zwei „Junggesellen“, insgesamt 13 Personen (Abb. 1), sollten sich unter so weit wie möglich authentisch rekonstruierten Bedingungen für acht Wochen in der Steinzeit – genauer gesagt in einem kleinen jungsteinzeitlichen Pfahlbaudorf (Abb. 2) – zurechtfinden. Schnell stellte sich heraus, dass der einwöchige Crashkurs in Unteruhldingen nicht ausreichte, um die Teilnehmer auf alle Eventualitäten und Härten des steinzeitlichen Daseins vorzubereiten. Ein Kälteeinbruch und starke Regenfälle sorgten im nasskalten August 2006 für größte Motivationsprobleme, zumal die Pfahlbauhäuser nur bedingt den Regengüssen standhielten und zwischenzeitlich sogar mit Plastikplanen abgedeckt werden mussten. Für die beiden Junggesellen, die nach einer kurzen Eingewöhnungszeit im Dorf aufbrachen, um die Alpen in „Ötzi“-Ausrüstung zu Fuß vom Bodensee bis Bozen zu überqueren, war die Wanderung eine strapazierende, aber auch einzigartige Erfahrung (Abb. 3). Nach ihrem Auszug fehlten aber bei den im Pfahlbaudorf zurückgebliebenen Familien erst recht die Arbeitskräfte. Fast alles drehte sich um die Mühen fürs tägliche Brot oder den täglichen Brei. Unterschiedliche Ansichten in puncto Arbeitsteilung und Vorratswirtschaft sorgten zudem für Spannungen. Mit Besserung der Wetterlage, dem allmählichen Hineinwachsen in die Situation und der Rückkehr der Alpenüberquerer stellte sich

jedoch gegen Ende des Steinzeitaufenthaltes die anfängliche Harmonie wieder ein, und man setzte sich zunehmend auch mit geistigen Inhalten der Steinzeit auseinander. Trotz aller Schwierigkeiten fiel den Steinzeitprotagonisten am Ende ihrer Zeitreise die Rückkehr in das gewohnte Leben nicht ganz leicht: Sie vermissten besonders die Ruhe, die Einfachheit und die Langsamkeit des steinzeitlichen Daseins sowie das Leben in einer größeren Gemeinschaft. Für ein verhältnismäßig unspektakuläres Thema wie die Steinzeit war der Erfolg der Fernsehfolgen beachtlich: Die Einschaltquoten der einzelnen Sendungen lagen zwischen 8 und 13 Prozent. Allein die vier im Ersten ausgestrahlten Kernsendungen erreichten mehr als acht Millionen Zuschauer. Über 30 Millionen Zuschauer – ca. 40 Prozent der Bevölkerung – hatten Kontakt mit mindestens einer Sendung, eine Zahl, wie sie sich auf den sonst üblichen Wissens-Vermittlungswegen nie erreichen lässt. Hinzu kommt, dass viele Zuschauer sich weitaus intensiver als etwa nach dem Besuch eines Museums mit dem Thema auseinandersetzten.

Die Begleitausstellung

Bereits im Planungsstadium der Fernsehproduktion war klar, dass ein solches Medienereignis nicht nur die Chance bietet, zahlreiche Menschen zu erreichen, sondern auch einen hervorragenden Anknüpfungspunkt für die Vermittlung archäologischer Sachverhalte darstellt. Um eine solche Gelegenheit zu nutzen und zumindest einen Teil der Zuschauer in die Museen zu locken und dort mit der realen Steinzeitforschung zu konfrontieren, wurde seitens des Landesamtes für Denkmalpflege in Zusammenarbeit mit dem Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg eine Begleitausstellung zur Fernsehproduktion geplant.

2 *Das rekonstruierte Pfahlbaudorf.*

3 *Die Alpenüberquerer: „Ötzi“ in Aktion.*

4 *Eingangstafel der Begleitausstellung zur Fernsehdokumentation: Beteiligte Personen und Institutionen.*





5 Die Steinzeitausstellung im Archäologischen Landesmuseum, Außenstelle Konstanz.

6 Ausstellungsinstallation Neolithikum in Sachsen: Einbindung regionaler Themen und Exponate am Beispiel des Landesmuseums für Vorgeschichte in Dresden.

Auf die Initiative des Präsidenten des LAD Dieter Planck fanden seit Ende 2005 erste Gesprächsrunden zwischen den zuständigen Fachkräften – dem Fachbereich Feuchtbodenarchäologie der Arbeitsstelle Hemmenhofen sowie dem Archäologischen Landesmuseum Konstanz – und den an der Fernsehproduktion beteiligten Institutionen – dem SWR, dem Pfahlbaumuseum Unteruhldingen sowie dem Archäologischen Landesmuseum Schleswig – statt. Ab September 2006 wurde die Autorin mit der Realisation, Organisation und Betreuung des Projektes betraut. (Abb. 4).

Ausstellungskonzept und Realisation

Da die Begleitausstellung zu den deutschlandweit ausgestrahlten Fernsehfolgen zur selben Zeit in verschiedenen Museen Deutschlands präsentiert werden sollte, war das klassische „Wandern“ als Komplettpaket ausgeschlossen. Die für eine Fläche von ca. 50 bis 120 m² angelegte Ausstellung setzte sich daher aus mehreren Teilen zusammen: Ein allgemeiner, von Seiten der Arbeitsstelle Hemmenhofen des Landesamtes für Denkmalpflege angefertigter Ausstellungsteil besteht aus 26 Tafeln, die in digitaler Form als DVD verschickt wurden. Der Ausdruck wurde von den jeweiligen Mu-

seen übernommen. Die Tafeln beinhalten einen einleitenden Teil, in dem Grundlagen der Steinzeitforschung, Zeitfenster und Topos näher erläutert und illustriert werden. Im Anschluss an die Einführung werden Filmthemen wie Essen vor 5000 Jahren, das Leben in steinzeitlichen Pfahlbauten oder die Alpenüberquerung aufgegriffen und um archäologisches Hintergrundwissen, wissenschaftliche Fakten und neue Ausgrabungs- und Forschungsergebnisse der Denkmalpflege in Deutschland ergänzt. Das Filmgeschehen wurde dabei anhand von Bildern eingebunden (Abb. 5). Die ursprüngliche Idee, hierbei auf reale Filmszenen mit Filmzitate Bezug zu nehmen, ließ sich zwar nicht realisieren, da die Mehrzahl der Fernsehfolgen erst kurz vor Sendestart fertig geschnitten vorlagen. Dafür konnte auf die umfangreiche Fotodokumentation des SWR zurückgegriffen werden. Es wurden auch Themenkomplexe angeschnitten, die im Film keine oder nur in Ansätzen eine Rolle spielten, etwa Krankheit, Tod oder Gewalt sowie Beispiele für Kult, Innovationen oder weitläufige Kommunikation. Generell wurden wichtige Fragen und Erkenntnisse der Steinzeitforschung in Deutschland herausgegriffen, nicht zuletzt, um den verschiedenen Museen Anknüpfungspunkte an regionale Forschungsergebnisse zu ermöglichen.

7 Vitrine mit rekonstruierten Steinzeitutensilien aus dem Norden und dem Süden Deutschlands im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum Schloß Gottorf.

8 Noch unverpackte Ausstellungsembles mit Fundstücken aus den Moor- und Seeufersiedlungen Baden-Württembergs.



Ein regionaler, von den jeweiligen Museen selbst zu gestaltender Ausstellungsteil bot den beteiligten Institutionen die Möglichkeit, Fundstücke aus der Region und gegebenenfalls aus den eigenen Beständen zu zeigen. Diese zunächst aus der Not heraus geborenen Idee – aus dem Fundus der Pfahlbauarchäologie Baden-Württembergs ließen sich nicht mehrere Museen gleichzeitig mit präsentablen Ausstellungsgegenständen bestücken – entwickelte eine beträchtliche Eigendynamik. Die meisten Museen nahmen die Gelegenheit wahr, Steinzeitfunde und Steinzeitthemen ihrer Region vorzustellen (Abb. 6 und 7). Von Seiten des Landesamtes für Denkmalpflege wurden jeweils kleinere, aber repräsentative Ensembles aus typischen Pfahlbaufunden zur Verfügung gestellt (Abb. 8). Vervollständigt wurden die Ausstellungsobjekte durch die originale Kleidung der Film-Akteure (Abb. 9) und durch die Sendungen selbst, die auf Monitoren in den Museen vorgeführt wurden. Dank einer Mischung aus verschiedenen Pfahlbaufunden, Filmrequisiten sowie regionalen Steinzeitobjekten und -themen war daher keineswegs einfach 18 Mal das Gleiche zu sehen. Jede Ausstellung erhielt ihren eigenen individuellen Charakter.

Ein Hauptproblem bei der Durchführung des Projekts war der vergleichsweise schnelllebige und spontane Rhythmus des Fernsehens. Der genaue Termin der Erstausstrahlung in der ARD wurde erst Ende 2006 festgelegt – Museen planen dagegen in der Regel mindestens zwei Jahre im Voraus und können daher nur schwer derartig kurzfristig reagieren. Zudem konnten den Museen lange Zeit statt einer fertigen Ausstellung nur Ausstellungskonzepte angeboten werden. Trotz dieser Schwierigkeiten beteiligten sich schließlich zum Sendestart im Mai 2007 deutschlandweit 16 Museen an dem in dieser Form bislang einmaligen Ausstellungsprojekt, zwei weitere folgten nach. Einige Präsentationen sind noch in Planung.

Resümee

Fast alle Museen werteten die Ausstellung als großen Erfolg. Das gilt vor allem für diejenigen, die ein reichhaltiges und abwechslungsreiches Angebot an Mitmachaktionen eingeplant hatten (Abb. 10, 11). Besonders einige der kleineren Museen verzeichneten zeitnah zur Ausstrahlung der Fernsehfolgen ein Vielfaches an Besuchern. Aber auch danach konnten fast alle Museen anhaltendes Interesse verzeichnen. Die Mehrzahl der 18 Ausstellungen waren als längerfristige, über mehrere Monate bis hin zu einem Jahr andauernde Ereignisse angelegt und wurden in sieben Fällen noch verlängert. Die Angabe genauer Be-

sucherzahlen ist schwierig, da einige der Museen die Besucher der Begleitausstellung nicht oder nicht gesondert zählten. Soweit Besucherzahlen vorliegen, schwankte die Zahl je nach Größe der Museen zwischen 3000 und 315 000 (Stand Juli 2007). Die höchste Zahl verzeichnete erwartungsgemäß das ohnehin sehr gut frequentierte Pfahlbaumuseum Unteruhldingen, das auch an der Realisation des Filmprojekts direkt beteiligt war und die für den Film rekonstruierten Häuser nach Abschluss der Dreharbeiten abbaute und auf dem Museumsgelände wieder errichtete (Abb. 12). An derart hohe Besucherzahlen können die übrigen Museen nicht heranreichen. Insgesamt dürfte das Thema etwa 450 000 bis 500 000 Besucher erreicht haben. Sie setzten sich – entsprechend der von der Fernsehproduktion anvisierten Zielgruppe – vor allem aus Familien mit Kindern sowie überdurchschnittlich vielen Schulklassen zusammen. In diesem Sinne lässt sich das Ausstellungsprojekt als Zukunftsinvestition bezeichnen.

Gerade für den behandelten Zeitabschnitt der Jungsteinzeit, der in Deutschland in der musealen Vermittlung oft hinter den „glänzenden“ Metallzeiten zurücktritt, ist dies ein gutes Ergebnis. Die Verknüpfung von Fernsehen und Vermittlung archäologischer Sachthemen in Form von Ausstellungen dürfte daher als Erfolg und als zukunftsträchtiges Modell gewertet werden, das bei künftigen Fernsehprojekten dieser oder ähnlicher Art erneut in Betracht gezogen werden sollte.

Liste beteiligter Museen (nach Postleitzahlen geordnet)

Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden
Ausstellungsdauer: 10. 5. 2007 bis 6. 1. 2008 –
verlängert bis 20. 1. 2008



9 Alt und Neu: der Gegensatz zwischen (rekonstruierter) Steinzeitkleidung und moderner Funktionskleidung im Landesmuseum Württemberg.



10 Aktionstage im Landesmuseum Württemberg.



11 *Steinzeitliche Spinn-
technik im Colombi-
schlössle in Freiburg.*

Helms-Museum Hamburg
Ausstellungsdauer: 20. 5. bis Juli 2007 –
verlängert bis 6.01.2008

12 *Die wieder errichte-
ten Film-Pfahlbauten im
Pfahlbaumuseum Unter-
uhldingen.*

Steinzeitdorf Kussow
Ausstellungsdauer: 23. 5. bis 31. 10. 2007

Stiftung Schleswig-Holsteinisches
Landesmuseum Schloß Gottorf
Archäologisches Landesmuseum
Ausstellungsdauer: 20. 5. bis 31. 8. 2007

Lippisches Landesmuseum Detmold
Ausstellungsdauer: 12. 5. 2007 bis 12. 5. 2008 –
verlängert bis Ende Juni 2008

Museum der Schwalm, Schwalmstadt-
Ziegenhain
Ausstellungsdauer: 8. 5. bis 2. 9. 2007 –
verlängert bis Dezember 2007

Marburger Universitätsmuseum
Ausstellungsdauer: 23. 5. bis 27. 6. 2007

Museum Egeln
Ausstellungsdauer: 5. 5. bis Ende Juli 2007

Ausstellungszentrum Archäologie Meppen
Ausstellungsdauer: Anfang Mai bis Ende 2007

Landesmuseum Württemberg, Stuttgart
Ausstellungsdauer: 15. 6. bis 22. 7. 2007

Museum im Schlössle, Freiberg a. N.
Ausstellungsdauer: 20. 1 bis 20. 6. 2008

Sumelocenna-Museum, Rottenburg
Ausstellungsdauer: 23. 5. bis 19. 8. 2007

Museum Lauffen
Ausstellungsdauer: 20. 5. bis September 2007 –
verlängert bis 17. 11. 2007

Archäologisches Landesmuseum
Baden-Württemberg, Konstanz
Ausstellungsdauer: 7. 5 bis 30. 11. 2007

Archäologisches Museum Colombischlössle
Freiburg
Ausstellungsdauer: 10. Oktober 2007 bis
31. März 2008 – verlängert bis 27. Juli 2008

Pfahlbaumuseum Unteruhldingen
Ausstellungsdauer: 22. 5 bis 31. 10. 2007 –
verlängert bis Oktober 2008

RömerMuseum Kastell Boiotro, Passau
Ausstellungsdauer: 4. 5. bis 14. 10. 2007

Gäubodenmuseum Straubing
Ausstellungsdauer: 24. 5. bis 16. 9. 2007

Dr. des. Marion Heumüller
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

„O GOTT GIEB ALZEIT ZV VNSERM KLANG IN YSNI DEINEN GVETHEN FORTHGANG“

Über die Wiederherstellung des barocken Geläuts in der evangelischen Kirche St. Nikolai in Isny (Landkreis Ravensburg)

Neben der auch über die Landesgrenzen hinaus bekannten Prädikantenbibliothek aus dem 15. Jahrhundert mit ihren über hundert Schriften von Luther, Melancthon und Zwingli birgt die evangelische Nikolaikirche in Isny noch einen zweiten Schatz: das Glockenquartett des lothringischen Gießers Claude Rosier von 1643. Nach dem Ausbau der Holzkonstruktion des Glockenstuhls aus der unteren und der oberen Glockenstube und dem Einbau einer elektrischen Läutemaschine wurden Glockenanlage und Kirchturm jedoch zum Sanierungsfall.

Helmut Morlok



Als im Februar 2002 die evangelische Kirchengemeinde von St. Nikolai ein Gutachten des Glockensachverständigen der evangelischen Landeskirche erreichte, sorgte dessen Inhalt für Aufregung und Verwunderung (Abb. 1). Dem Gutachten zufolge waren die historischen Glocken in ihrem Bestand akut gefährdet. Als Ursache wurden die bei der letzten Kirchenrenovierung gewählte Aufhängung der Glocken an tiefgekröpften Stahljochen und die dadurch veränderte Läuteweise genannt (Abb. 2). Es bestand die Gefahr vorzeitiger Materialermüdung mit Rissen und Brüchen vor allem der Glockenkronen, da durch das Kröpfen der Joche der Glockendrehpunkt von der Krone auf die Glockenhaube oder sogar bis zur Glockenschulter verlagert wurde. Diese Maßnahme, die die Schwingungen im Turm reduzieren sollte, führte letztendlich zu einer stärkeren Belastung der Glockenkronen. Unklar war weiterhin der Verbleib historischer Bestandteile der Glockenanlage infolge verschiedener Umbauten. Auch wenn das Gutachten bereits erste Ansätze für eine Lösung des Problems aufzeigte, so wurde doch schnell klar, dass die Kirchengemeinde erhebliche finanzielle Mittel sowie viel Geduld und Ausdauer benötigte.

Glockengeschichte

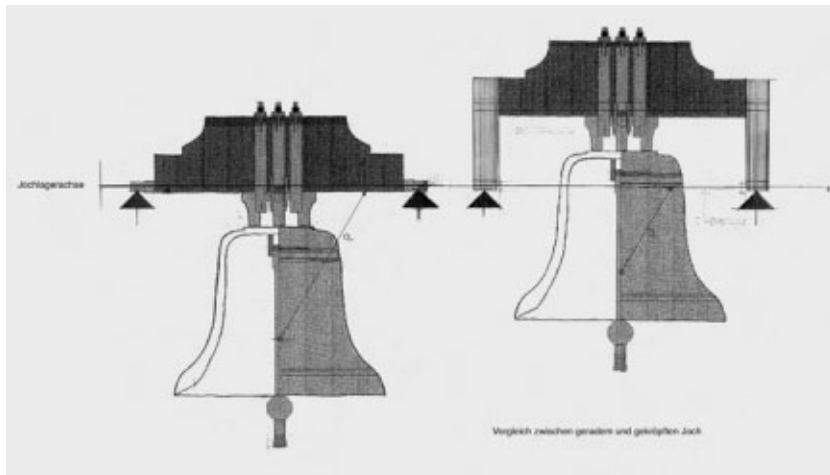
Zu allererst wurde die Geschichte der Glocken aufgearbeitet. Unter anderem konnte hierfür auf das Archiv der Kirchengemeinde mit seinen Sit-

zungsprotokollen des Gemeinderats zurückgegriffen werden. Außerdem fanden sich im historischen Baueinnahme- und Bauausgabebuch wertvolle Hinweise zum Wiederaufbau der Kirche nach dem verheerenden Stadtbrand von 1631 und zum Glockenguss.

So wurde mit dem Wiederaufbau der Kirche bereits 1636 begonnen, nur fünf Jahre nach dem großen Feuer, dem nahezu die gesamte Stadt innerhalb der Ummauerung zum Opfer fiel. Im Juli



1 Isny, St. Nikolaikirche
von Osten.



2 Vergleich zwischen geraden und gekröpften Jochen.

3 Rekonstruktionsversuch des ursprünglichen Glockenstuhls mit vier Glocken.

4 Rekonstruktionsversuch des Glockenstuhls mit Glocken und Läutemaschine zwischen 1933 und 1956.

5 Rekonstruktionsversuch des Glockenstuhls mit Glocken nach dem Einbau der Stahlbetonplatte zwischen 1956 und 1968.

und August 1643 wurden dann hinter dem Turm der Nikolaikirche sechs Glocken gegossen, von denen vier für die Nikolaikirche bestimmt waren: Dies waren die „Große Glocke“ (Tonart: h°, d: 160 cm, Gewicht: 2500 kg), die „Zwölfuhrglocke“ (Tonart: cis°, d: 143 cm, Gewicht: 1700 kg), die „Gebetsglocke“ (Tonart: dis°, d: 125 cm, Gewicht: 1100 kg) und das „Abendmahlsglöckchen“ (Tonart: c°, d: 65 cm, Gewicht: 160 kg). Für den Guss wurde das aus dem Schutt der Kirche geborgene Metall der alten Glocken wiederverwendet. Den Auftrag erhielt Claude Rosier (gest. 1673), der Begründer einer für die Kunst des Glockengießens berühmten Lothringer Gießerdynastie (Abb. 3).

In den akribisch geführten Unterlagen fanden sich neben Namen der Handwerker auch die von 300 Isnyer Bürgern und Bürgerinnen, die für den Glockenguss und die Ausmalung der Kirche spendeten. Grund für die finanzielle Unterstützung so vieler Isnyer war ein Aufruf des Rates der

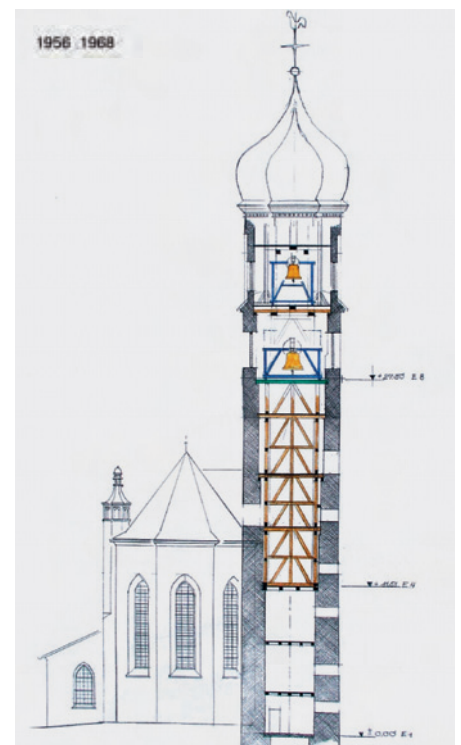
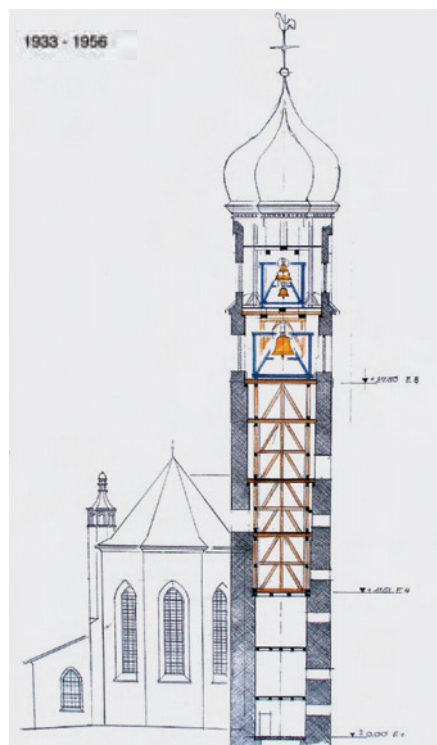
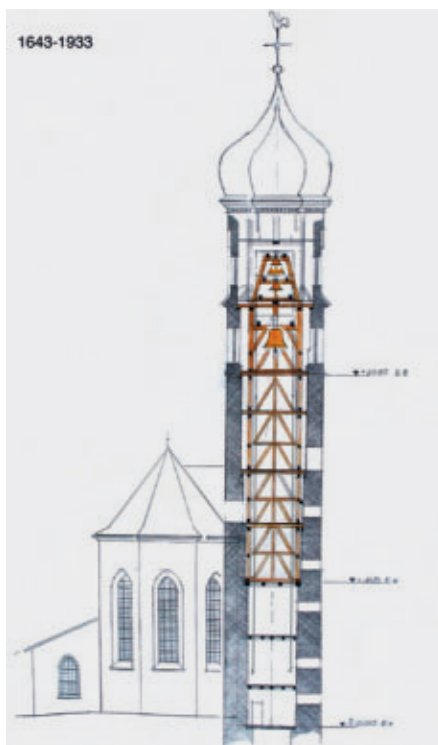
Stadt im Jahr 1643: „... dieweil das glogengießen und völlige ausmalung der Kirch ein namhaft Geld erfordern werde, also sollte H. Hanns Conrad Lang und Georg Baldenhofer von Haus zu Haus herumbgehen und zu dem Bau weiter einsambln und bitten, dass man über voriges etwas und das letzte mahl herschießen wolle.“ Der Erfolg dieses Aufrufs war erstaunlich. In den Quellen werden nicht nur namhafte und wohlhabende Patrizierfamilien genannt. „Überhaupt haben Reich und Arm, Knechte und Mägde an Geld, Kupfer und Zinn nach Vermögen beigetragen.“ Deshalb hat man die Spender in der Umschrift der „Großen Glocke“ gewürdigt.

Probleme gab es späteren Protokolleintragungen zufolge bei der Befestigung der Glockenstühle. Im Jahr 1661 erhält der Meister Balbierer den Auftrag, „die zwei Widerböcke [Glockenstühle] im Turm mit eichenem Holz und eisernen Stangen zu befestigen“. Und 100 Jahre später, 1768, wird wieder die Befestigung des „ausgewichenen“ Glockenstuhls beauftragt.

1734 hat man die Rosierglocken durch eine fünfte, von den Brüdern Ernst aus Memmingen gegossene Glocke ergänzt. Diese „Kindsglocke“ (d: 68 cm, Gewicht: 120 kg) läutete bei Begräbnissen von Kindern.

Verlust der Einheit

Das Geläut, geschaffen vom Lothringer Glockengießer Rosier in Werkgemeinschaft mit Isnyer Handwerkern, erfüllte über acht Generationen seine Aufgabe. Es handelte sich um ein Gesamtwerk, eine Einheit von Glocken, Klöppeln,





Glockenjochen, Armaturen, Glockenstuhl, abgestimmt auf die Konstruktion und Proportion des Kirchturms. Doch 1933 beschloss der Kirchengemeinderat den Einbau „eines mit allen neuesten Verbesserungen ausgestatteten elektrischen Geläutewerkes für fünf Glocken sowie fünf komplette Glockenjochen mit Pendelkugellagern ohne Schwengel.“ Diese „Modernisierung“ hat die 290 Jahre währende Einheit von Turm und Läuteanlage zerstört. Folgen davon waren verstärkte Schwingungen des Glockenstuhls und Rissbildungen in den Wänden des Turmes. Offensichtlich gelang es nicht, zwischen der Läutemaschine aus Metall und dem im Turm noch verbliebenen hölzernen Unterbau eine kraftschlüssige Verbindung herzustellen (Abb. 4).

Wie in zahlreichen anderen Kirchengemeinden mussten 1942 auch in Isny die „Zwölfuhrglocke“, die „Gebetsglocke“ und das „Kindsglöcklein“ zum Einschmelzen für die Rüstungs- und Kriegsproduktion abgehängt und eingeliefert werden. Während die „Große Glocke“ in St. Nikolai verbleibt, wurde die „Abendmahlsglocke“ aufgrund ihres kunsthistorischen Wertes gegen die weniger wertvolle Glocke der evangelischen Kirche in Kißlegg getauscht.

Zwei der Glocken, die „Zwölfuhrglocke“ und die „Gebetsglocke“, wurden nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf dem „Glockenfriedhof“ in Lünen aufgefunden und zurückgebracht. Sie trafen zusammen mit vier kleineren Glocken der katholischen Kirche St. Georg am 19. April 1948 in Isny ein (Abb. 6). Die „Kindsglocke“ blieb jedoch verschollen.

Im Jahre 1956 wurde die bereits in den 1940er Jahren geplante Stahlbetonplatte in den Glockenschossen eingezogen. Zudem hat man die Glocken durch Verringerung der Stuhlhöhe tiefer aufgehängt (Abb. 5).

Nachdem bei der Außenrenovierung der Nikolai-kirche 1968 zuerst mit keinen gravierenden Bauschäden am Turm gerechnet wurde, musste diese Fehleinschätzung nach Beginn der Renovierung korrigiert werden. So führte das statische Gutachten aus: „Beim Läuten spricht der Turm stark an, was bei den zerrissenen Wänden des Turms nicht belassen werden kann.“ Die Vorschläge des Statikers wurden sämtlich umgesetzt. So änderte man die Schwingungsrichtung der Glocken um 90°, wodurch die Glocken nun nicht mehr quer zum Kirchenschiff, sondern von Ost nach West ausschlugen. Die obere Glockenstube wurde aufgegeben und die drei Glocken in der unteren Glockenstube in einem stählernen Glockenstuhl an gekröpften Jochen aufgehängt.

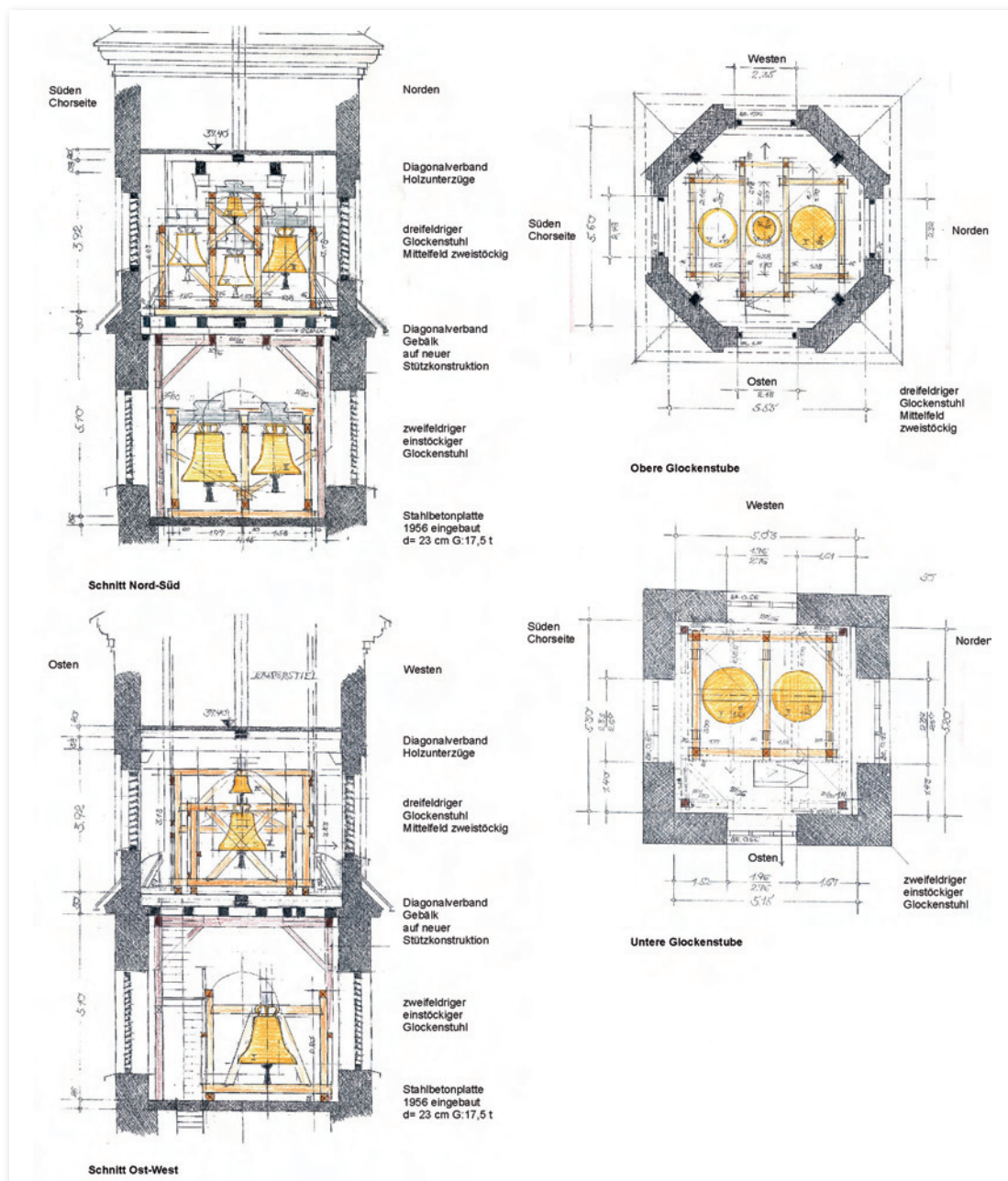
6 „Heimkehr“ der Glocken nach dem Zweiten Weltkrieg.

7 Detail des Stahlglockenstuhls mit Glocke an gekröpftem Joch.

8 Glockenstuhl mit Glocken zwischen 1968 und 2006.

9 Teilrekonstruktion des Glockenstuhls mit Glocken 2006.





Außerdem versuchte man, den Turm mit vier Ringurten aus Stahlbeton und einer Rissverpressung mit Torkretbeton (Spritzbeton) und Dübeln zu stabilisieren (Abb. 8). Zwar ließ sich durch den Einbau der gekröpften Stahljoche der Abstand zwischen Glockenschwerpunkt und Jochlagerachse verringern und so die auf den Turm wirkenden Kräfte reduzieren. Jedoch erfuhren die Glocken selbst eine kräftemäßige Überlastung. Es bestand die Gefahr von Riss- und Bruchbildungen (Abb. 7).

Wiederherstellung der Einheit

Im Februar 2002 begann ein neues Kapitel in der Geschichte des Glockengeläuts von St Nikolai in Isny. Aufgeschreckt vom Gutachten des Glockensachverständigen der evangelischen Landeskirche beschloss die Kirchengemeinde zu handeln (Abb. 9 und 10).

Nach einem Detailaufmaß des Turmes wurden entsprechend den bauhistorischen Befunden und anhand von Vergleichen mit erhaltenen hölzernen Glockenstühlen aus dem 17. Jahrhundert der obere und der untere Glockenstuhl konstruiert. Während der untere Stuhl quadratisch ausgebildet wurde, weist der obere einen achteckigen Grundriss auf. Beide Glockenstühle für maximal sechs Glocken wurden auf Neoprenlagern schwingend gelagert (Konstruktion und Ausführung: Glockengießerei Bachert, Karlsruhe).

Dank der Heimholung der 1942 nach Kißlegg transportierten „Abendmahlsglocke“ konnte das Isnyer Geläut von Rosier wieder vollständig zusammengeführt werden. Die Kißlegger Gemeinde erhielt eine vertraglich vereinbarte Ersatzglocke. Mit Ausnahme der „Abendmahlsglocke“ zeigten die Glocken trotz veränderter Aufhängung und des elektrisch gesteuerten Läutewerks keinen gra-

vierenden Materialabrieb im Bereich des Schlagrings. Zwar wurde zunächst erwogen, die Schließung der 1968 in den Glockenhauben entstandenen Bohrlöcher und das Einschweißen neuer Klöppeleisen im Glockenschweißwerk vorzunehmen. Um jedoch die mit dem Transport und dem Schweißen zusammenhängenden Risiken zu vermeiden, entschieden sich die beteiligten Sachverständigen für den Einbau einer Grundplatte mit neuen Klöppeleisen vor Ort. Für die Befestigung der Platten mittels Schraubverbindungen konnten die vorhandenen Bohrlöcher genutzt werden. Nur die „Abendmahlsglocke“ musste in das Nördlinger Schweißwerk transportiert werden, um dort den beschädigten Schlagring zu verstärken. Während der Arbeiten wurde die Einhaltung der für jede Glocke einzeln vom Sachverständigen vorgegeben Maßnahmen und Materialkennwerte überwacht. So unterscheiden sich die Glocken sowohl in der Zahl der Anschläge als auch im Läutewinkel. Sämtliche Klöppel wurden freiformgeschmiedet mit einer maximalen Härte von 140 HB (Brinellhärte). Das bereits vor der Maßnahme vom Institut für Massivbau der Universität Karlsruhe gemessene Schwingungsverhalten des Turmes wurde nach Ende der Arbeiten nochmals überprüft. Bereits im Oktober 2006 fanden sämtliche Maßnahmen ihren Abschluss.

Resümee

Ohne den Impuls des Gutachtens des Glockensachverständigen der evangelischen Kirche wären sicherlich die historische Bedeutung und die Gefährdung der Glocken noch länger unbeachtet geblieben.

Doch wie im Jahr 1643 hatte die Kirchengemeinde nicht nur ein offenes Ohr für die Nöte der Gemeindeleitung und -verwaltung, sondern auch für die bauhistorischen und künstlerischen Werte ihrer Kirche. Und wie vor 365 Jahren beteiligten sich die Bürger finanziell am Erhalt dieser Werte. So schloss die Informationsbroschüre zur Wiederherstellung des historischen Geläuts und zur Rekonstruktion der hölzernen Glockenstühle mit den Worten: „Wenn es den Bürgern von Isny möglich war, inmitten der Notzeiten des 30-jährigen Krieges, die finanziellen Mittel für die Wiederherstellung der Stadtkirche und die Neuschaffung der Läuteanlage auf dem Kirchturm aufzubringen, dann ist die Sanierung und damit die Erhaltung dieses Gesamtkunstwerkes ein verpflichtendes Erbe für uns heutige Mitglieder dieser Gemeinde und für die Stadt Isny“.

Seit Oktober 2006 ertönen nun wieder die vier wiedervereinigten Glocken von Claude Rosier im Turm der Isnyer Nikolaikirche (Abb. 11). Ihr Klang



begleitet die Isnyer durch den Tag mit der Bitte aus der Umschrift der Gebetsglocke: „O GOTT GIEB ALZEIT ZV VNSERM KLANG IN YSNI DEINEN GVETHEN FORTHGANG. MDCXLIII“.

Literatur

Claus Huber: Glockengutachten der evangelischen Pfarrkirche St. Nikolai, 2002.

Sigrid Thum: Deutscher Glockenatlas, Evangelische Stadtkirche St. Nikolaus, Band 1: Württemberg und Hohenzollern, München 1959, S. 609, 610.

Evangelische Stadtpfarrkirche St. Nikolaus, in: Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Landkreises Wangen, hg. v. Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart 1954, S. 139–147.

Protokolle der Sitzungen des Kirchengemeinderates, in: Diverse Protokollbücher – Akten der Kirchenpflege Isny.

Kirchenbaw Einnam – Kirchenbaw Aussgab, Zusammenstellung der Einnahmen (1636–1651) und der Ausgaben (1639–1651) für den Wiederaufbau der Kirche, in: Akten der Kirchenpflege VII Bauwesen.

Praktische Hinweise

Weitere Informationen zur Kirche und zur Kirchengemeinde:

Evangelische Kirchengemeinde Isny im Allgäu
Weißlandstr. 21

88316 Isny im Allgäu

www.isny-evangelisch.de

Helmut Morlok, Architekt

GMS-Freie Architekten

Sonnenhalde 4

88316 Isny im Allgäu

11 Große Glocke und Zwölfuhrglocke in der unteren Glockenstube.

Glossar

Freiformschmieden: Das Freiformschmieden ist eine spanlose Umformtechnik, die der werkzeugungebundenen Gestaltungserzeugung durch gezielte Werkstückbewegung dient.

Brinellhärte: Härteprüfung nach Brinell. Der schwedische Ingenieur Johann August Brinell entwickelte 1900 diese Methode der Härteprüfung von weichen bis mittelharten Metallen, Holz und von Werkstoffen mit ungleichmäßigem Gefüge, wie etwa Gusseisen.



Klösterliche Grundherrschaftsverwaltung in Südwestdeutschland

Der Kellhof von Sankt Blasien in Blumberg-Fützen

Das Haus Hofstraße 9 in Blumberg-Fützen ist im Denkmaltbuch Baden-Württemberg als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung eingetragen und wird darin als „singulär erhaltenes Beispiel einer im Schwarzwald-Baar-Kreis bisher nicht vorhandenen Bauform“ bezeichnet. Seit 1998 wird es mit denkmalfachlicher Begleitung und finanzieller Unterstützung des Referates für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg sorgfältig restauriert.

Form und Ausstattung des dendrochronologisch in die Zeit um 1689 datierten Hauses lassen eine ehemals herrschaftliche Funktion vermuten, die im Rahmen einer Magisterarbeit belegt werden konnte. Repräsentationsanspruch und Verwaltungsaufgaben sind bis heute unmittelbar ablesbar.

Kristina Hahn / Ulrike Schubart

1 Fützen. Auszug Liegenschaftskataster der Gemeinde Blumberg, Gemarkung Fützen, 2005, mit Lage der Kirche, des Pfarrhofes und des behandelten Hauses.

Sankt Blasiens Herrschaft in Fützen

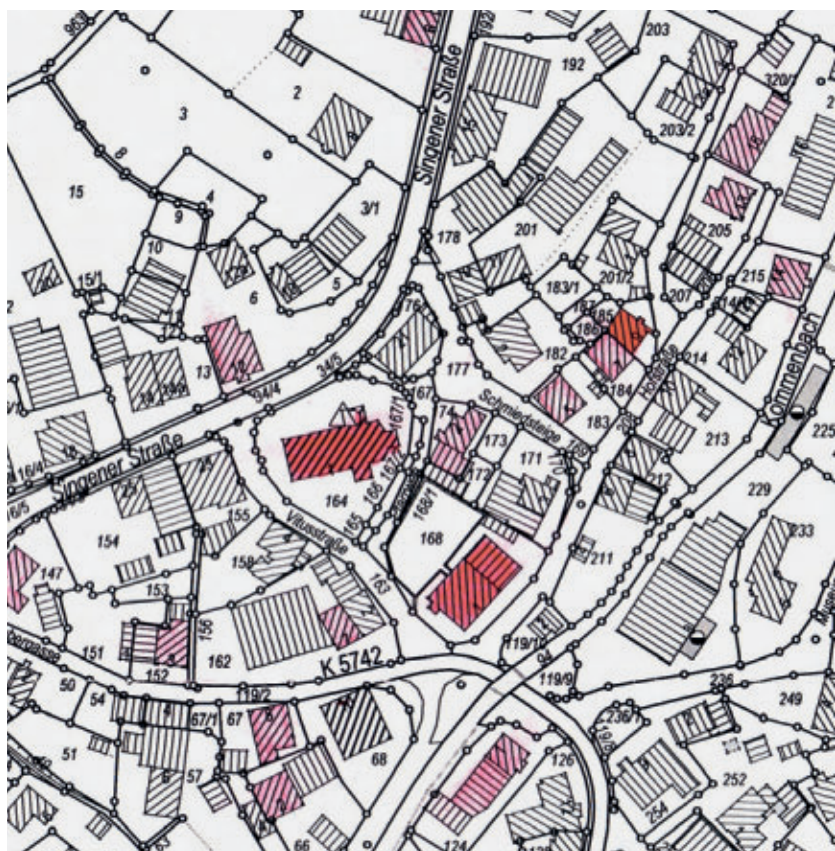
Fützen, in einem Seitental der Wutach gelegen, gelangte bislang lediglich wegen seines alamannischen Gräberfeldes in den Blick der regionalen

Forschung. Das Zentrum des kleinen Dorfes bilden die Kirche und der große barocke Pfarrhof. In derselben Straße, am nordöstlichen Ende der anschließenden Häuserreihe, steht das hier vorzustellende Haus.

Wie Abt Caspar I. berichtet, erlangte das Benediktinerkloster Sankt Blasien im Schwarzwald spätestens 1554 die niedere Gerichtsbarkeit über Fützen, die „pfarr mitsamt dem kilchensatz“. Erst 1722 gelang es Sankt Blasien, die vom Kloster Allerheiligen in der Reformation an die Stadt Schaffhausen übergegangene, hohe Gerichtsbarkeit zu kaufen. 1689 herrschten in Fützen somit zwei Grundherren, die als Erbauer eines so aufwendigen Hauses in Betracht kommen.

Baubeschreibung

Die ursprüngliche stattliche Erscheinung des dreigeschossigen Baus war bis zum Beginn der Restaurierungsarbeiten 1998 kaum erkennbar: ein beinahe quadratischer Grundriss mit zwei Massivgeschossen und einem Fachwerkobergeschoss unter einem traufständigen Satteldach. Ein jüngerer Putz verdeckte gliedernde Fassadenbemalung, ein herrschaftliches Wappen und das Sichtfachwerk; durch eine veränderte Fenstersituation im zweiten Obergeschoss wirkte die Fassade eher unscheinbar. Einzig die beiden mächtigen Strebe- Pfeiler an der Haupt- und Nordfassade deuteten auf das wohl höhere Alter des Hauses hin. Heute



ist dank der sorgfältigen Arbeit des Besitzers und der denkmalfachlichen Begleitung die ursprüngliche Erscheinung erlebbar:

In noch spätgotischer Manier ist die Anordnung der Fensteröffnungen vom Innenraum her gedacht, sodass es keine symmetrische Fassadengestaltung gibt. Dadurch lässt sich an der zur Hofstraße gelegenen Hauptfassade die innere Aufteilung und Nutzung ablesen: Die kleinen Fenster des Erdgeschosses rechts und links der erhaltenen Haustüre belichten dahintergelegene Lagerräume. Im ersten Obergeschoss deuten die relativ eng gereihten Fenster – ein Zwillingfenster links, dem der Mittelpfosten fehlt, ein einteiliges, schmales Fenster und ein Drillingsfenster rechts – auf einen ungeteilten Raum hin. Die Aufteilung des zweiten Obergeschosses in Nebenstube und Stube wird von außen durch weit auseinanderliegende Fenster – ein Erkerfenster links mit volumenartigen Schmuckformen sowie ein um die rechte Hausecke laufendes sechsteiliges Fensterband – deutlich. Die beschriebene bauzeitliche Befensterung des Hauses wurde wie das Sichtfachwerk des zweiten Obergeschosses im Zuge der Restaurierung wiederhergestellt. Es weist zwischen den Fensteröffnungen besonders auffallende Fachwerkformen auf: ein in eine V-Strebe eingestelltes Andreaskreuz und die von einem Andreaskreuz geschnittene, übereck gestellte Raute. Ein mächtiger Strebepfeiler schließt die zur Hofstraße gelegene Hauptfassade rechts ab, ein weiterer stützt die Nordfassade mittig. Diese vergleichsweise schlichte Nordfassade wird durch die beiden leicht versetzt übereinander liegenden Stubenfenster sowie hangseitig durch zwei kleine Küchenfenster gegliedert. Die gartenseitige Fassade ist aufgrund der Hanglage nur zweigeschossig und besitzt eine unregelmäßige Fensteranordnung. Bemerkenswert ist der nicht befensterte, sondern nur durch Holzschiebeläden belichtete und belüftete Abortgang im Obergeschoss.

Innenaufteilung und Ausstattung

Das halb in den Hang hineingebaute Erdgeschoss wird durch einen langen schmalen Flur geteilt, von dem die beiden bereits genannten Lagerräume abgehen, der linke Teil wurde eventuell einst als Stall oder Werkstatt genutzt, während der rechte, tonnengewölbte Teil als Vorratskeller gedient haben dürfte. Erstes und zweites Obergeschoss besitzen wie das Erdgeschoss eine weitgehend erhaltene bauzeitliche Grundrissstruktur mit schmalen kurzem Flur, der die fassadenseitig gelegenen Räume sowie rückseitig angeordnete Küche und Kammer erschließt. Der bereits erwähnte Abortgang grenzt an die Küche des zweiten Obergeschosses.



Im ersten Obergeschoss lässt sich die heute bestehende Einteilung in Stube und Nebenstube nicht als bauzeitlich nachweisen. Es ist entsprechend der Fenstergestaltung anzunehmen, dass ursprünglich ein saalartiger Raum die ganze Breite des Hauses einnahm; die Trennwand wurde wie die mit Rosetten verzierte Decke der Nebenstube wohl erst im 18. Jahrhundert eingezogen. Zusammen mit der Holzvertäfelung der Stube, einer klassizistischen Füllungstür und dem großen Kachelofen mit beheizbarer Sitzbank („Kunst“) sind diese Ausstattungselemente Zeugnis einer Modernisierungsphase. Durch restauratorische Befunduntersuchungen ließ sich unter bis zu fünf Farbschichten die ursprüngliche, dunkle Holzichtigkeit des Wandtäfers nachweisen. Ein Ölauftrag verlieh dem Wandtäfer besonderen Glanz und gab dem Raum zusammen mit einem nicht mehr erhaltenen, aber nachweisbaren Kreuzriemenboden einen ehrwürdigen Charakter. Allein bei der in der großen Stube vorhandenen Bretter-Einschubdecke handelt es sich

2 Gebäude Hofstraße 9 vor Beginn der Restaurierungsmaßnahmen 1999.

3 Gebäude Hofstraße 9 nach Abschluss der Instandsetzungsmaßnahmen 2008; das Fachwerk im zweiten Obergeschoss wurde freigelegt und restauriert, das sechsteilige, übereck gezogene Fensterband nach Befund ergänzt. Die übrigen Fenster konnten größtenteils repariert werden; zur Erhöhung des Wärmeschutzes erhielten sie neue, nach Befund gearbeitete Vorfenster. Dachhaut und Giebelverkleidung – Mitte des 20. Jh. erneuert und funktionsfähig – wurden vorerst belassen.



4 Ansicht der Gartenfassade vor Beginn der Instandsetzungsmaßnahmen; im Obergeschoss der ehemalige Abortgang mit Schiebeläden.

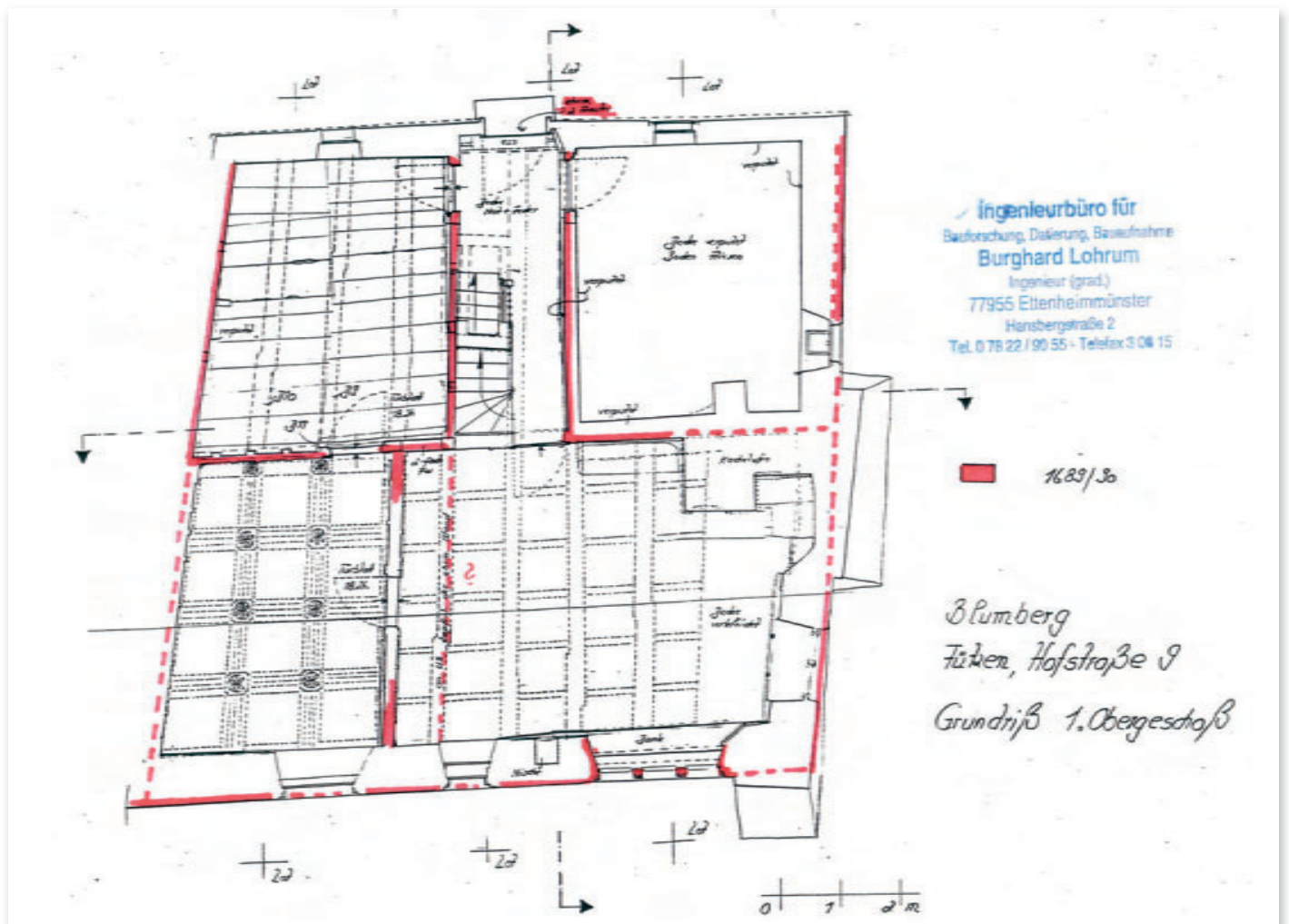
5 Grundriss des ersten Obergeschosses; Bauaufnahme mit Kartierung der bauzeitlichen Wände.

wohl noch um die bauzeitliche Decke, die einst die gesamte Geschossbreite einnahm. Auch im zweiten Obergeschoss zeugt die Holzvertäfelung mit ihren profilierten Deckleisten und den an der Nordwand der großen Stube erhaltenen Zierelementen wie Blendbrett und Zahnfries von einer im 18. Jahrhundert erfolgten Modernisierung der ursprünglichen Ausstattung. Hier konnte ebenfalls unter mehreren Farbschichten die Holzständigkeit des Wandtäfers nachgewiesen

werden. Im Bereich des wiederhergestellten Fensterbands hat sich unter einer Holzverkleidung des 20. Jahrhunderts auch ein Teil des originalen Wandtäfers ohne Farbfassungen erhalten.

Die hochwertigsten Befunde traten in der Nebenstube des zweiten Obergeschosses unter der renovierungsbedingt abgenommenen Wandvertäfelung zutage: bemalte Fachwerkwände aus der Erbauungszeit. Auf den Gefachputzen werden durch doppelte Begleitstriche in Schwarz-Weiß und Grau-Gelb Licht und Schatten imitiert und so der Eindruck von Plastizität vermittelt. Die Hölzer zieren eine diagonal aufgemalte schwarz-weiße Bänderung, die sie wie gedreht erscheinen lässt. Unter der Bretter-Einschubdecke der Nebenstube (die große Stube besitzt eine aufwendigere Decke mit diagonalen Einschüben) ist die bauzeitliche Holzdecke mit rotem und blauem Blumendekor erhalten.

Den gehobenen Ausstattungsstil des Hauses vervollständigen des Weiteren ein gedreht geschnittener Pfosten der geraden, einläufigen Treppe zwischen Erdgeschoss und erstem Obergeschoss, die ursprünglich auf Sicht gearbeiteten, farbig gefassten Fachwerkwände des Flurs sowie die äußerst selten zu beobachtende gewendelte Blockstufentreppe, deren aus ganzen Baumstämmen





gefertigte Stufen ins Dachwerk führen. Dessen tragendes Gerüst bildet eine liegende, verzapfte Stuhlkonstruktion in Kombination mit einem mittig stehenden Stuhl. Originale und nachträglich eingebaute Spundwände teilen das erste Dachgeschoss in fünf Räume, während das zweite Dachgeschoss nach wie vor ungeteilt ist.

Stilistische Einordnung

Ein Vergleich mit der zeitgleichen Decke des Patrizierhauses Salzstraße 22 in Freiburg i. Br., deren Blumendekor jener im zweiten Obergeschoss in Fützen stark ähnelt, verdeutlicht, dass die Innenausstattung in Fützen überdurchschnittlich qualitativ ausgeführt worden ist. Sowohl anhand der Außen- als auch der Innengestaltung lässt sich die These aufstellen, dass Verwaltungsbauten städtischen Repräsentationsansprüchen genügen sollten. Vergleiche mit zeitgleichen Architekturen in Freiburg i. Br., Schaffhausen und Stein am Rhein zeigen, dass das Fützener Haus der städtischen Mode der Region der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verpflichtet ist. Während die Außengestaltung mit den mächtigen Strebepfeilern, die vom Innenraum her konzipierte, asymmetrische Anordnung der Fenster und deren Gewandeformen gotisch wirken, lassen das Erkerfenster und die Innenausstattung an Frühbarock denken. Eigentliche Barockarchitektur wird im Profanbau in Südwestdeutschland erst ab 1720 fassbar, weshalb dieser frühe Stil der Barockzeit, dessen Formen noch jenen der späten Gotik verhaftet sind, seit H. Hipps Studien als „nachgotisch“ bezeichnet wird. Ein Grund, warum noch nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges in diesem Stil gebaut wurde, könnte das Misstrauen der Bauherrenschaft sein: Maß man dem neuen Stil nicht die erhoffte Repräsentationskraft bei? Sollten altbekannte Formen Kontinuität sichtbar machen, ja sogar garantieren?

Archivalien

Im Generallandesarchiv Karlsruhe werden mehrere Besitzrechtverzeichnisse (Beraine) Fützens aufbewahrt. Diese mit dem heutigen Grundbuch vergleichbaren Aufzeichnungen kennen keine Straßennamen, sondern benennen die benachbarten Eigentümer der Häuser, Wiesen und Wälder. Auf der Bannkarte des Jahres 1777 (GLA H Fützen 1) sind Buchstaben eingetragen, die – bis dato unbekannt – mit den Berainen von 1774 und 1780 (GLA 66/10612 und 66/2699) korrespondieren. Der Vermerk, dass auf dem mit WW bezeichneten Besitz Rechte und Pflichten eines so genannten „Kellhofs“ lasten, erlaubt im Berain der Jahre 1610/13 (GLA 66/10610, fol. 139v.), wo der Besitz ebenfalls mit WW gekennzeichnet ist, die Zuordnung zur sanktblasianischen Herrschaft. Dort heißt es:

„Dieser Hoff oder Guott soll unseren gnädigen herrn Pralaten Zuo Sanct Blasien Vfm Schwarzwaldt einen Richter geben. Derselbige Richter sambt dem anderen meyeren daß diesen hoffguot haben soll hochermelt Iro gnaden, oder Irer gnaden diener und Ambtleüthen, was irer gnaden wegen wann sie dahin nachher Fuetzen gelangen und ankommen den Pferdten genuegsamb Hew und strauw zugeben.“

Die hier an den Besitz gebundenen Rechte und Pflichten identifizieren das Haus zweifelsfrei: Es war seitens der Herrschaft üblich, Rechte und Pflichten direkt an den Besitz zu binden, nicht an die wechselnden Inhaber des jeweiligen Amtes. Aufgrund dieser Zuordnung, dem Übereinstimmen der Buchstaben WW und der Beschreibung des Hauses im Berain von 1774 mit „2 Stuben“ (GLA 66/10612, fol. 409r.) kommt eine Identifizierung eines anderen Gebäudes im Dorf als Kellhof

6 Erstes Obergeschoss vor Beginn der Restaurierung. Blick von der Nebenstube mit der Holzvertäfelung des 18. Jahrhunderts in die große Stube mit Kachelofen.

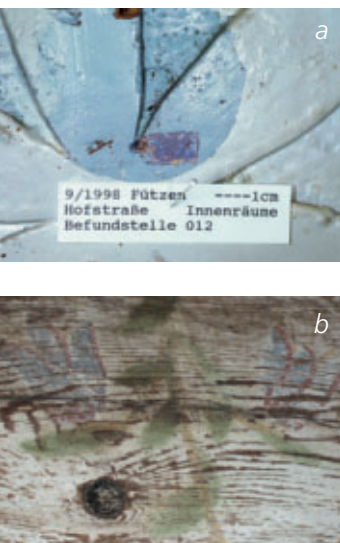
7 Stube im ersten Obergeschoss vor Beginn der Restaurierung. Das dreiteilige Fenster rechts konnte erhalten und repariert werden.



8 Die bemalten Fachwerkwände in der seitlichen Kammer des zweiten Obergeschosses gehören zur ältesten Ausstattung.

9 (a) Die mit Blütenornamenten verzierte Kassetendecke in der seitlichen Kammer des zweiten Obergeschosses weist unter mehreren Ölfarbanstrichen die ursprüngliche dunkle Holzlichtigkeit auf. (b) Darunter hat sich die mit Blumen bemalte Decke der Bauzeit erhalten.

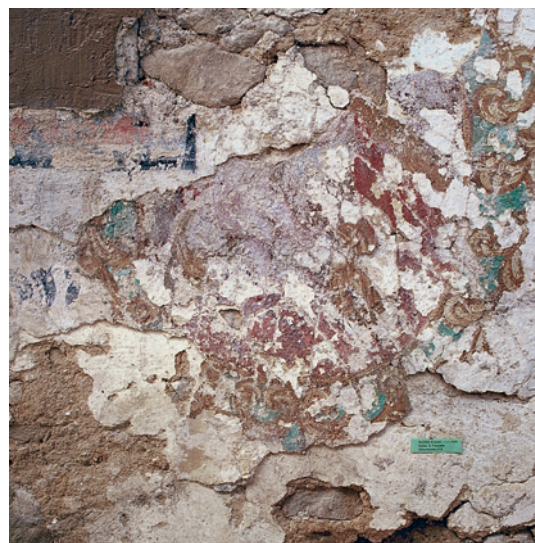
10 Reste des einst oberhalb der Haustüre sichtbaren Wappens, sehr wahrscheinlich von Abt Blasius III. (1720–1727).



nicht in Frage. Mithilfe des „Deutschen Wörterbuches“ der Gebrüder Grimm und des Deutschen Rechtswörterbuches lässt sich „Kellhof“ als oft Meierhof genannte Sammelstelle für Abgaben der grundherrschaftlichen Wirtschaftseinheit verstehen. F. J. Mone weist zudem nach, dass der Begriff Kellhof überwiegend von nichtweltlichen, benediktinischen Herrschaften verwendet wird.

Wappenfeld

Als weiterer Beleg für die Zuschreibung kann das Wappen über dem Haupteingang hinzugezogen werden, das bei den restauratorischen Untersuchungen an der Fassade in fragmentarischem Zustand befundet wurde. Erkennbar waren ornamentale Ausläufer der Helmdecke in Gold und Grün, zudem ein Engelskopf und rote Farbreste. Den Engelskopf führt unter den sanktblasianischen Äbten Blasius III. (1720–1727), und auch üppige Helmdeckenausläufer sind für sein Wappen bezeugt. Die roten Farbreste dürften einst den links oben springenden Hirsch der Abtei ge-



bildet haben. Da Sankt Blasien unter Blasius III. in den Besitz der alleinigen Grundherrschaft über Fützen gelangte, wäre das Anbringen des Wappens nach 1720 nachvollziehbar. Besser erhaltene Wappen an nachweislich grundherrschaftlichen Verwaltungsbauten im Schweizer Kanton Aargau bezeugen diese Handhabung.

Vermutete Nutzung des Kellhofes

Das Haus Hofstraße 9 in Blumberg-Fützen diente somit als grundherrschaftlicher Kellhof der Abtei Sankt Blasien. Als besonders gut vergleichbares Beispiel sei hier das etwa zeitgleiche, so genannte „Gerichtshaus“ von 1671/95 in Tegerfelden im Kanton Aargau angeführt, das sehr wahrscheinlich als Meierhof Sankt Blasians diente. Seine im Dorf hervorstechende Dreigeschossigkeit, die Außengestaltung und die Innenaufteilung erinnern stark an das Fützener Gebäude. Es ist anzunehmen, dass der Verwalter dieser grundherrschaftlichen Höfe, der Keller beziehungsweise der Meier, in der außergewöhnlich großen, saalartigen Stube des aufwendiger ausgestatteten ersten Obergeschosses seinen Aufgaben als Verwalter und Richter nachkam. Das traditionell aufgeteilte zweite Obergeschoss dürfte als Dienstwohnung gedient haben, während in den Dachgeschosskammern vermutlich neben Vorräten auch Bedienstete Platz fanden. Wie die zitierte Quelle zeigt, mussten hochgestellte Gäste samt ihren Pferden beherbergt werden. Zwingenderweise verfügten grundherrschaftliche Verwaltungsbauten über große Speicherbauten, die die Naturalabgaben aufnahmen: Einst gegenüberliegende Scheunen wurden in Fützen etwa 1984 abgerissen.

Die bemerkenswerte Kubatur, die Dreigeschossigkeit über annähernd quadratischem Grundriss, die Strebepfeiler und die Kennzeichnung durch Wappen und auffällige Fachwerkformen zusammen mit der aufwendigen Innenausstattung teilt das Haus mit einer Reihe nachgotischer Bauten der Barockzeit im Gebiet zwischen Schwarzwald, Schwäbischer Alb und Schweizer Jura. Es scheint sich bei diesen stets um grundherrschaftliche Bauten zu handeln, deren Untersuchung Gegenstand der von K. Hahn jüngst begonnenen Dissertation „Bauten der klösterlichen Grundherrschaftsverwaltung in Südwestdeutschland“ (Arbeitstitel) ist.

Denkmalpflegerisches Konzept und Umsetzung

Im Vorfeld der geplanten Instandsetzungsmaßnahmen wurden der überlieferte Baubestand durch Fotodokumentation und verformungsge-

rechtes Bauaufmaß mit Schadenkartierung und Baualtersbestimmung dokumentarisch erfasst und restauratorische Farb- und Putzuntersuchungen an den Innenwänden und der Fassade durchgeführt. Damit lagen vor Maßnahmenbeginn wichtige Informationen über Baualter, bauliche Veränderungen und Schäden sowie unterschiedliche Oberflächenbefunde vor, die in das denkmalpflegerische Konzept einfließen und bei der Instandsetzung berücksichtigt werden konnten. Denkmalpflegerisches Ziel war die Sicherung und Instandsetzung des überlieferten historischen Baubestands – sowohl in den statisch-konstruktiven Bereichen als auch bei den Putzoberflächen und der qualitätvollen Ausstattung wie Fenster, Türen, Holztäfer und Kachelöfen in den beiden Wohngeschossen.

Unter Beibehaltung der noch weitgehend original überlieferten Grundrissstruktur sollte das zuletzt als Zweifamilienhaus genutzte Gebäude behutsam einer zeitgemäßen Wohnnutzung für den Eigentümer zugeführt werden. Da das Haus auch weiterhin nur durch Kachelöfen beheizt werden sollte und der Bauherr auch sonst keinen großen Wert auf hohen Wohnkomfort legte, konnte die Haustechnik äußerst sparsam bemessen und die Substanzeingriffe dadurch minimiert werden.

Aufgrund der Hanglage des Gebäudes und der enormen Schubkräfte, die teilweise zu erheblichen Verformungen geführt hatten, waren im Bereich der beiden giebelseitigen Außenwände und der Rückwand Sicherungsmaßnahmen und Unterfangungen notwendig, um die Standsicherheit des Gebäudes wieder zu gewährleisten. Einige reparierende Eingriffe mussten auch an der Dachkonstruktion vorgenommen werden. Die Mitte des 20. Jahrhunderts erneuerte Dachdeckung und Giebelverkleidung waren jedoch so weit in Ordnung, sodass eine aufwendige und kostenintensive Sanierung vorerst zurückgestellt wurde.



Bei der Behandlung der Wandoberflächen innen und außen wurde dem Erhalt der bauzeitlichen Befunde (also aus der Zeit um 1689) sowie denen des 18. Jahrhunderts der Vorrang eingeräumt. Da diese Befunde im ganzen Haus umfangreich überliefert und nur an wenigen Stellen durch Zutaten des 20. Jahrhunderts überformt waren, war aus denkmalfachlicher Sicht ein Wiedersichtbar machen gerechtfertigt. Grundlage bildeten die bauforscherischen und restauratorischen Untersuchungsergebnisse.

So fiel bei der Straßenfassade die Entscheidung zugunsten einer behutsamen Freilegung und Ergänzung des repräsentativen Fachwerks im zweiten Obergeschoss und einer Wiederherstellung des bauzeitlichen sechsteiligen Fensterbands. Die Freilegung oder auch Rekonstruktion der Maleireibefunde im unteren Fassadenbereich (Wappenschild und Eckquaderung) schied jedoch aufgrund der fragmentarischen Überlieferung aus. Bei der teilweisen Überlagerung der qualitätvollen Befunde des 17. und 18. Jahrhunderts wie im Nebenraum des zweiten Obergeschosses (Holztä-

11 In der Stube des zweiten Obergeschosses ist ein Teil des Wandtäfers in seiner ursprünglichen Holzichtigkeit überliefert; es wurde sorgfältig restauriert. Rechts das nach Freilegung des Fachwerks ergänzte sechsteilige Fensterband.

12 Rückwärtiger Raum im ersten Obergeschoss vor der Restaurierung ...

13 ... und nach der Restaurierung und Umnutzung zum Bad. Durch Vorwandinstallationen konnten die Substanzeingriffe minimiert werden.





14 Stube im ersten Obergeschoss mit restaurierten Fenstern, Wand- und Deckentäfer, Kachelofen. Zugunsten eines einheitlichen Raumeindrucks werden Wand- und Deckentäfer wieder überstrichen.

15 Die im 20. Jh. überputzten Fachwerkwände im Flur wurden entsprechend der Ausstattungsphase des 18. Jh. wieder freigelegt.

Praktische Hinweise

Besichtigung nach Absprache mit dem Eigentümer:
Ralf Blaser
Hofstr. 9
78176 Blumberg-Fützen

fer des 18. Jahrhunderts über bauzeitlichen, bemalten Fachwerkwänden und -decke) deckten sich die Wünsche des Bauherrn nach einem Nebeneinander beider „Zeitschichten“ nicht ohne Weiteres mit den Zielen der Denkmalpflege, zugunsten eines einheitlichen Gesamteindrucks nur die jüngere Schicht zu zeigen, darunter die ältere aber unversehrt zu erhalten. Hier soll nun eine „Musterstube“ eingerichtet werden, die an zwei Wänden die bemalten bauzeitlichen Fachwerkbefunde zeigt, die lediglich konserviert, nicht jedoch überfasst werden, in den anderen Wand- und Deckenbereichen bleibt das jüngere farbig überfasste Holztäfer sichtbar.

Auch in den Stuben soll nicht die restauratorisch nachgewiesene, ursprüngliche Holzstichtigkeit des Wandtäfers wiederhergestellt, sondern das Täfer mit seinen mehrfachen Ölfarbanstrichen als Zeitzeugnis erhalten und wieder überstrichen werden. Lediglich die Stubendecke des ersten Obergeschosses wurde von dicken, teils unansehnlichen Lackschichten befreit und erhält zugunsten eines einheitlichen Raumeindrucks wieder eine helle Lasur.

Unter fachrestauratorischer Begleitung, aber größtenteils durch Eigenleistung des Bauherrn, der sich gleich zu Sanierungsbeginn im Erdgeschoss eine Werkstatt einrichtete, werden die Räume behutsam instand gesetzt. Wegen der reichen und interessanten Befundlage sind die Ortstermine der Denkmalpflege in Blumberg-Fützen auch nach fast zehnjähriger Instandsetzung spannend und führen immer wieder zu anregenden Diskussionen über die Umsetzung des denkmalpflegerischen Konzepts.

Schritt für Schritt erhält der ehemalige Kellhof seinen ursprünglichen Charakter zurück. Und es ist zum einen den erfahrenen Handwerkern und

Restauratoren, vor allem aber der Beharrlichkeit und den bescheidenen Wohnansprüchen des „denkmalbewussten“ und überaus engagierten Bauherrn und seinem für ihn selbstverständlichen Wunsch nach größtmöglichem Substanzerhalt zu verdanken, dass das Haus mit seiner qualitätvollen Ausstattung als aussagekräftiges Geschichtszeugnis und repräsentativer Ortsmittelpunkt wieder erlebbar ist.

Literatur und Quellen

Kristina Hahn: Ein herrschaftliches Haus im Klettgau: Hofstraße 9 in Blumberg-Fützen (unpubl. Masterarbeit, Heidelberg 2006).

Luisa Galio/ Frank Löbbecke/ Matthias Untermann: Das Haus „Zum roten Basler Stab“ (Salzstraße 20) in Freiburg im Breisgau (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 25). Stuttgart 2002.

Pius Räber: Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, Bd. 1 (= Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 22), hrsg. v. der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Basel 1996.

Hermann Hipp: Studien zur „Nachgotik“ des 16. und 17. Jahrhunderts in Deutschland, Böhmen, Österreich und der Schweiz. 3 Bde. Diss. Tübingen 1974, Hannover 1979.

Franz Joseph Mone: Zur Geschichte der Volkswirtschaft vom 14.–16. Jahrhundert, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 10, 1859, 3–96.

Stiftungsbuch von St. Blasien, vom Abte Caspar I. (1541–1571), in: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, 2. Bd., hrsg. v. Franz Joseph Mone. Karlsruhe 1854, bes. 56–80.

Generallandesarchiv Karlsruhe: H Fützen, 1; 66/2699; 66/10610 (Transkription: KH).

Burghard Lohrum: Bauhistorische Dokumentation und dendrochronologische Datierung. Ettenheimmünster 1998 (Ms., Archiv, Ref. 25 Denkmalpflege, RP Freiburg).

Eberhard Grether: Konservierung und Restaurierung. Freiburg i. Br. 1998 und 2005 (Ms., Archiv, Ref. 25 Denkmalpflege, RP Freiburg).

Kristina Hahn M.A.

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
Zentrum für Europäische Geschichts- und Kulturwissenschaften (ZEGK)
Institut für Europäische Kunstgeschichte
Seminarstraße 4
69117 Heidelberg

Ulrike Schubart M.A.

Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 25 – Denkmalpflege

Wenn die Turmuhr fünf vor zwölf schlägt! Die Hausschwammbekämpfung in der Pfarrkirche St. Katharina in Wolfegg (Landkreis Ravensburg)

*Die Deutsche Gesellschaft für Mykologie e.V. ruft seit 1994 jährlich den Pilz des Jahres aus, um auf die Gefährdung einer Pilzart oder ihres Lebensraumes aufmerksam zu machen. 2004 fiel die Wahl auf den Echten Hausschwamm, wegen der gelegentlichen Absonderung von Tröpfchen an seiner Oberfläche auch Tränender Hausschwamm (*serpula lacrimans*) genannt. In Wolfegg trieb jedoch dieser Pilz eher der betroffenen Kirchengemeinde die Tränen in die Augen. Denn der Echte Hausschwamm ist der mit Abstand am schwierigsten zu bekämpfende holzerstörende Pilz, da er selbst relativ trockenes Holz befallen kann und auch Mauerwerk durchwächst. Fachpublikationen und nicht zuletzt die DIN 68800 sowie das entsprechende WTA-Merkblatt geben detaillierte Handlungsanweisungen. Ein normgerechtes Vorgehen stößt jedoch bei Kulturdenkmälern oftmals an Grenzen.*

Anne-Christin Schöne



Als die katholische Pfarrgemeinde Wolfegg im Februar 2002 einen Antrag auf denkmalschutzrechtliche Genehmigung für die Instandsetzung der Orgel in der Pfarrkirche St. Katharina stellte, lag bereits seit 1997 ein Beschluss des Kirchengemeinderats vor, die Orgel spieltechnisch zu verbessern sowie Gehäuse und Instrument zu sichern und zu reinigen. Zur Finanzierung dieses lang geplanten und kostenintensiven Projekts wurde ein „Förderverein Orgel St. Katharina Wolfegg“ eingerichtet. Grundsätzlich mit der Konzeption der beauftragten Orgelbaufirma einverstanden, forderten das Bauamt des bischöflichen Ordinariats der Diözese Rottenburg und die Denkmalschutzbehörden Aussagen über die Statik der Orgelempore sowie über mögliche Eingriffe in die Wand- und Deckenkonstruktion der Empore. Auslöser für diese Forderung war der kurz zuvor entdeckte und sanierte „Echte Hausschwamm“ im angrenzenden Pfarrhaus. Er zählt zu den bedrohlichsten Schädlingen in Gebäuden.

Die daraufhin vorgenommenen Bohrwiderstandsmessungen und kleineren Sondagen zeigten, dass viele der statisch belasteten Hölzer der Emporenkonstruktion sehr weich beziehungsweise gar nicht mehr vorhanden waren. Als Folge musste die Empore gesperrt werden. Die Diagnose lautete auch hier: massiver Befall mit „Echtem Hausschwamm“.

Baugeschichte

Die 1733 begonnene und 1742 geweihte Kirche St. Katharina in Wolfegg gehört zum Typ der Wandpfeilerhallen mit umlaufender Empore. Der Bauherr Graf Ferdinand Ludwig (1678–1735) übertrug den Neubau der Kirche dem Baumeister Johann Georg Fischer (1673–1747), nachdem dieser schon seit 1725 mit den Planungen betraut

1 Wolfegg, Pfarrkirche St. Katharina von Süden.





2 Malereiausschnitt aus dem Schiffsgewölbe, Pfarrkirche mit Schloss Wolfegg.

war. Insgesamt sind sieben Pläne und elf Risse belegt, die angefangen von einem anspruchsvollen Projekt mit Türmen im Westen über einen Entwurf mit hohem Turm über dem Chor sowie einer Variante mit Chorflankentürmen reichten. Vermutlich wurde der 1646 teilweise zerstörte und nach Ende des Dreißigjährigen Krieges wieder instand gesetzte Vorgängerbau 1733 bis auf die südliche Langhauswand und die Chorseitenwände abgebrochen. Die Westwand des älteren Kirchenbaus wurde erst 1734 aufgegeben, um die Kirche entgegen den ursprünglichen Plänen nach Westen zu verlängern (Abb.1).

Als Stuckateur arbeitete Johannes Schütz (1704–1752), Schüler von Dominikus Zimmermann. Neben ihm sind acht weitere Stuckateure als Mitarbeiter nachweisbar. Die Entwürfe der Deckengemälde stammen vermutlich von Franz Joseph Spiegler (1691–1756) aus Wangen. Zumindest kann ihm der Entwurf für das große Deckenge-

mälde im Kirchenschiff eindeutig zugeschrieben werden. Ausgeführt wurden die Malereien als Fresko und teilweise auch in Sikkotechnik (Abb.2).

Nachdem die Stiftskirche mit der Säkularisation Pfarrkirche geworden war, wurde 1909 östlich der Sakristei ein neuer Glockenturm errichtet.

Baubeschreibung

Das über rechteckigem Grundriss mit eingezogener Apsis errichtete Kirchenschiff ist an den Traufseiten durch dreigeschossige Fensterachsen gegliedert. Gegenüber der verputzten West-, Nord- und Südwand ist die aus Tuffstein errichtete und mit Pilastern, Gesimsen und Rundbogennischen geschmückte Ostfassade mit Chorapsis und Chorscheitelturm gestalterisch hervorgehoben. Im Inneren grenzt ein Pfeilerpaar mit Altarnischen das hallenartige Schiff gegenüber dem quadratischen Chor mit seinen Seitenoratorien und der halbkreisförmigen Apsis ab (Abb. 3). Die Wände des Kirchenschiffs unterteilen eingezogene, durchbrochene Wandpfeiler mit Quertonnen und Emporenzugang. Im Westen ist der Emporenzugang verbreitert und zur verglasten Herrschaftsloge umgedeutet. Darüber befindet sich die Orgelempore (Abb. 4). Das rechteckige Schiff wird von einer an hölzernen Spanten aufgehängten ovalen Decke überwölbt, während die halbkugelige Chorkuppel gemauert ist.

Vorbereitende Untersuchungen zur Schadensfeststellung

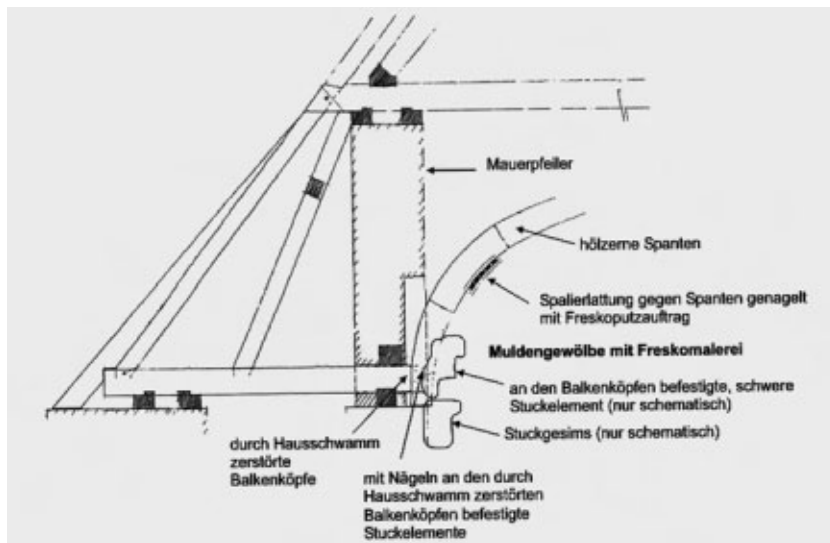
Bei der Demontage eines Wandschranks vor der Westwand der unteren Empore (Herrschaftsloge)



3 Kircheninnenraum nach Osten.



4 Kircheninnenraum
nach Westen.



wurde ein nahezu vollständig zerstörter Holzbalken in einem Mauerkanal freigelegt. Ein weiterer Mauerkanal mit Holzresten konnte auch beim Abbau eines Schrankes an der Westwand der oberen Empore (Orgelempore) festgestellt werden. Weitere Schadensbereiche zeigten sich bei Aufnahme des Emporenbodens an der gesamten tragenden Konstruktion. Der zunächst an der Westempore festgestellte Befall mit Echtem Hausschwamm gab Anlass für umfangreiche Untersuchungen. Durch Sondageöffnungen und ein zerstörungsfreies geophysikalisches Untersuchungsverfahren mit Radar konnte jeweils ein Mauerkanal in einer Höhe von 4,50 m in der West- und Nordwand und in einer Höhe von 9,50 m auf der West-, Nord- und Südwand nachgewiesen werden. Die vom Schädling nahezu vollständig aufgelösten Holzbalken in den Kanälen deuten auf ein bauzeitliches Ringankersystem im Mauerwerk hin, dessen Konstruktionshölzer im Zuge des Baufortschritts mit eingemauert worden waren. Dieses dürfte wesentlich zur großflächigen Verbreitung des Holzschädlings beigetragen haben. Seine Ausbreitung wurde auch in den umlaufenden Schiffsemporen und im Dachwerk nachgewiesen, ebenso wie im Westgiebel. Der Hausschwamm trat vor allem dort auf, wo die Hölzer direkte Verbindung mit dem Mauerwerk hatten und ständig oder periodisch der Feuchtigkeit ausgesetzt waren. Um genaue Kenntnis vom Schadensumfang zu erlangen, wurden im Mai 2003 Bestandspläne gefertigt (insgesamt sechs Horizontalschnitte und je zwei Längs- und Querschnitte) und die Schäden kartiert. Außerdem wurde überprüft, ob sich die Schäden im Dachwerk auch auf die Decke über dem Schiff und das Chorgewölbe ausgewirkt hatten beziehungsweise ob durch den Verlust der eingemauerten Hölzer bereits Verformungen im Mauerwerk festzustellen waren. Aus diesem Grund wurden gleichzeitig fotogrammetrische Vermessungen durchgeführt.

Der Ausgangspunkt des Schwammschadens konnte trotz umfangreicher Untersuchungen nicht mehr lokalisiert werden. Bereits 1972 und 1988 mussten Schwammbekämpfungsmaßnahmen am Gestühl und Gestühlsboden durchgeführt werden. Möglicherweise wurde damals der Schwamm nicht ausreichend gründlich bekämpft oder aber weitere Infektionsherde nicht erkannt.

Schadenschwerpunkte

Ein besonderes Problem stellte die Sanierung der infizierten Hölzer im Dachwerk dar. Das Dachwerk über dem Kirchenschiff liegt höher als über den durchbrochenen Wandpfeilern mit den Emporenumgängen, wobei die durchlaufenden Sparren beide Dachbereiche miteinander verbinden. Die kurzen Stichbalken über den Emporen ruhen einerseits auf zwei Mauerlatten auf der Kirchenaußenwand und andererseits auf einer als Ringanker funktionierenden Mauerlatte. Diese liegt auf den von Wandpfeiler zu Wandpfeiler gemauerten Bögen auf und führt in einem Mauerkanal durch die Wandpfeiler hindurch.

Während die Spanten der Deckenkonstruktion über dem Kirchenschiff zwischen den Wandpfeilern an den Stichbalken befestigt sind, binden sie im Bereich der Wandpfeiler in diese ein. Über dem Kirchenschiff erhebt sich das dreigeschossige Dachwerk auf den bis über den Gewölbescheitel reichenden Wandpfeilern (Abb.5).

Als besonders problematisch erwies sich der Befall der in den Wandpfeilern eingemauerten Mauerlatte und der Stichbalkenköpfe, an denen die vollplastischen, lebensgroßen Engelsköpfe der bemalten Stuckdecke mit Nägeln hängen. Ebenso prekär stellte sich der Schwammbefall der Spanten und Kuppellattung in diesem Bereich dar. Sämtliche Bauteile waren unzugänglich beziehungsweise standen in Verbindung mit der fresko bemalten und stuckierten Decke über

5 Schematischer Schnitt durch den Dachstuhl, nördlicher Bereich. Plandarstellung Statikbüro Dr. Schütz, Memmingen, mit Ergänzungen von P. Volkmer.

6 Dachstuhl nach Südosten mit Reparaturen.

dem Schiff. Da die herkömmlichen Schwammbekämpfungsmaßnahmen im Wesentlichen in der großzügigen Beseitigung und dem Ersatz der befallenen Holzbauteile, Putze, Mörtel und Wände sowie der chemischen Behandlung befallener Wände und der neuen Holzbauteile bestehen, musste hier nicht nur mit dem Verlust der historischen Bausubstanz, sondern auch der Teilabnahme der bemalten Stuckdecke und damit auch mit ihrem Teilverlust gerechnet werden. Zunächst schien das Entfernen der zerstörten Hölzer nur vom Kirchenraum aus möglich.

Maßnahmen im Bereich des Dachwerks und der Kuppeln

Die Auswertung der fotogrammetrischen Aufnahmen ergab glücklicherweise keine gravierenden Verformungen im Kirchenschiff. Die Risse in den Emporenquertönen und den Gewölben konnten als statisch unproblematisch eingestuft werden. Alarmierend war jedoch die Situation im Bereich der Chorkuppelnordseite und bei der nördlichen Seitenschiffsdecke. Trotz des ausgedehnten Hausschwammbefalls trug letztlich zur Beruhigung bei, dass die Hauptkonstruktion des Daches einschließlich der Spantenkonstruktion über dem Schiff statisch noch weitgehend intakt war. Das Hauptproblem blieb der Hausschwammbefall und die in diesem Zusammenhang stehenden notwendigen Maßnahmen.

Zunächst wurde erwogen, alle eingemauerten Hölzer vollständig zu entfernen und – um eine Neuinfektion zu vermeiden – diese durch Epoxidharzelemente zu ersetzen. Aufgrund der Materialeigenschaften von Epoxidharz, das nicht dauerhaft konstant in seinen Abmessungen ist, und der eingeschränkten Reversibilität der Maßnahme sowie wegen erheblicher Kosten wurde jedoch von dem Vorhaben Abstand genommen. Das oberste denkmalpflegerische Ziel bestand darin, die Eingriffe in die Kirchenschiffsdecke so gering wie möglich zu halten. So wurden zunächst die Wachstumsbedingungen des Holzschädlings negativ beeinflusst, indem durch bauliche Maßnahmen sichergestellt wurde, dass befallenes Holz und Mauerwerk austrocknen konnten und auch zukünftig trocken bleiben. Unter Anleitung sachverständiger Gutachter und Restauratoren konnte nun der Sanierungsaufwand eingegrenzt werden. Aufgrund der notwendigen statischen Eingriffe im Dachwerk musste der gesamte Deckenputz der Kuppeln temporär mit einer weichen Absprießung über einem Raumgerüst gesichert werden. Danach wurden sukzessive alle befallenen Hölzer der Dachkonstruktion ausgebaut und dort durch Metallträger ersetzt, wo sie in das Mauerwerk der

Wandpfeiler einbinden beziehungsweise von Mauerwerk umschlossen werden; Metallträger und Hölzer wurden durch Schlitzbleche und Verschraubungen miteinander verbunden. Freilegende und geschädigte Konstruktionsteile konnten zimmermannsmäßig Holz in Holz repariert werden (Abb. 6). Zur Freilegung der Gewölbespannten und -lattungen im Bereich der Gewölbepunkte musste von einem speziell für diese Problembaustelle entwickelten Gerüst über dem Gewölbe des Kirchenschiffs sorgsam der Putz (die so genannte Bockshaut) Schicht für Schicht abgetragen werden. Dennoch wäre es nicht möglich gewesen, die geschädigten Hölzer vollständig zu ersetzen, ohne erhebliche Verluste der von unten angetragenen Putzschicht mit dem Deckenfresko in Kauf zu nehmen. So wurde nur im Gewölbepunkt die befallene Lattung erneuert und die Zwischenräume mit einer Bindeschicht aus einem speziell hierfür zusammengestellten Mörtel verfüllt, um eine stabile Verbindung zwischen Deckenputz und Lattung herzustellen. Wo erforderlich, wurde die Lattung mit kleinen Metallwinkeln an den Spannten fixiert (Abb. 7). Im Bereich zwischen Pfeilern und Gewölbekonstruktion, dort wo keine Bindung von alten und neuen Lattungen zur Tragkonstruktion geschaffen werden konnte, musste V2A Gittergewebe als Trägermaterial für den Kalk-Gipsverguss eingebracht werden. Die Stuckelemente konnten mit Gewindestangen im Mauerwerk der Pfeiler gesichert werden. Teilweise mussten auch die Spannten zurückgeschnitten und mit Metallschuhen in die Wandpfeiler rückverankert werden (Abb. 8). Der verbleibende Teil der Spannten und Latten wie auch die anderen Holzbauteile wurden mit einem gesetzlich zugelassenen Schwammssperr- und Holzschutzmittel chemisch behandelt. Nach Abschluss der statischen Sicherung im Dachraum wurden der Putz des Deckengewölbes und die wertvollen Malereien von unten gesichert. Besonders störende Übermalungen früherer Restaurierungen wurden abgenommen. Außerdem fand eine Reinigung der Oberflächen der Decke statt (Abb. 9, 10). Grund hierfür war die vom aktiven Befall mit Schimmelpilzen ausgehende Gefahr der Zersetzung der Malschicht. Ein nicht unerheblich die Wirkung beeinträchtigendes und die Malerei schädigendes Phänomen stellte dabei die partiell starke Verschmutzung durch Fliegenkot dar.

Fazit

Zum Schutz der kunst- und kulturgeschichtlich bedeutenden Wolfegger Kirche galt es, ein maßgeschneidertes und differenziertes Verfahren zur Schwammbekämpfung auszuarbeiten, das nicht immer konform mit den technischen Vorgaben

7 Dachraum, Blick auf das Schiffsgewölbe und den zweiten Wandpfeiler nach Südwesten.

8 Dachraum, Blick auf die zurückgeschnittenen und mit Metallschuhen an den Wandpfeilern befestigten Schiffsgewölbespannten.





war. Es zeigte sich, dass im konkreten Fall stets auch die Frage nach dem Sinn und der Notwendigkeit einer normgerechten Schwammbekämpfung zu stellen ist. Da nicht alle Myzele und Myzelstränge in Mauerwerk, Putz und Stuck restlos entfernt werden konnten und auch nicht sicher ist, ob der Echte Hausschwamm noch in Bereichen vital ist, soll nach Abschluss sämtlicher Maßnahmen 2008 eine regelmäßige Kontrolle durchgeführt werden. Ein wirksames Instrument ist die in der Bauordnung der Diözese Rottenburg vorgeschriebene Bauschau im Abstand von fünf Jahren. Hierfür wurden Revisionsöffnungen in die Bodenbretter eingebaut. Außerdem werden die bereits während der Baustellenzeit durchgeführten Klimamessungen fortgeführt.

Schon im Verlauf der Baumaßnahme konnte aufgrund des Bekanntheitsgrades der „Großbaustelle Wolfegg“ eine Sensibilisierung für das Thema „Echter Hausschwamm“ im Landkreis beobachtet werden. So haben zahlreiche Gemeinden eine entsprechende Bauschau in ihren Pfarrkirchen veranlasst. Nicht immer konnte Entwarnung gegeben werden. So geht die Bekämpfung des gefährlichen Holzschädling im Landkreis Ravensburg weiter.

Literatur

- Dusan Colic: Wolfegg, Katholische Pfarrkirche St. Katharina. Deckensicherung, restauratorische Stuckarbeiten, arbeitsbegleitende Dokumentation, Friedrichshafen 2005–2007.
- Gabriele Patitz: Zerstörungsfreie Radaruntersuchungen zur Ringankersuche an der Kath. Pfarrkirche St. Katharina Wolfegg. Ingenieurbüro IGP, Karlsruhe 2006.
- Peter Volkmer: Wolfegg, Katholische Pfarrkirche St. Katharina. Konservierung und Restaurierung der Decken- und Wandgemälde, Aichhalden-Rötenberg 2006.

Günter Eckstein / Hans-Peter Schiele / Andreas Stine: Wolfegg – Pfarrkirche: Messtechnische Bauuntersuchung und Verformungsanalyse, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Referat 25, Fotogrammetrie, Esslingen 2003.

Bernd M. Mayer: Fürst oder König. Inbesitznahme und Aufhebung des Chorherrenstifts Wolfegg. In: Hans Ulrich Rudolf (Hrsg.): Alte Klöster neue Herrn, die Säkularisation im Deutschen Südwesten 1803, Aufsätze, Bd. 2. 1, Ostfildern, 2003, S. 643–650.

Otto Schmid: Pfarrkirche, ehem. Kollegiat-Stiftskirche Wolfegg: Patrozinium St. Katharina von Alexandrien und Franz von Assisi. München, Zürich 1996.

Otto Schmid: St. Katharina Wolfegg: ein Barockjuwel erzählt. Bergatreute 1993.

Wolfegg. In: Baden-Württemberg, Handbuch hist. Stätten, hrsg. Max Miller, Gerhard Taddy, Stuttgart 1980.

Wolfgang Hempel: Wolfegg. In: Chronik des Kreises Ravensburg: Landschaft, Geschichte, Brauchtum, Kunst. Hinterzarten, 1975, S. 987–1000.

Adolf Schahl: Wolfegg. Ehemalige Stifts- und heutige Pfarrkirche St. Katharina und St. Franziskus. In: Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Kreises Waldsee, Stuttgart, Berlin 1943, S. 284–295.

Praktische Hinweise

Pfarrkirche St. Katharina
Chorherrengasse 5
88364 Wolfegg/Allgäu
Tel. 07527/62 13
<http://www.drs.de/index.php?id=3766>

Dr. Anne-Christin Schöne
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege

9 Malerieausschnitt aus dem Schiffsgewölbe, Zustand vor der Restaurierung.

10 Malerieausschnitt aus dem Schiffsgewölbe, Zustand nach der Restaurierung.

Glossar

Sekkotechnik: Sekkomalerei (auch Seccomalerei, Trockenmalerei) bezeichnet eine Wandmalerei, die nicht gleich der Freskomalerei auf den frischen, noch feuchten Kalkputz, sondern auf den trockenen Putzmörtel aufgebracht wird.

Ringanker: sind Bestandteil des Tragwerks von Gebäuden. Sie stellen den Lastabtrag von Scheibenbauteilen sicher. Vor allem bei Steinbauten, deren Wände keine Zugkräfte aufnehmen können, übernehmen sie die Funktion von Mauerankern.



Wiederentdeckt: das Gemälde eines Sternbilderhimmels von Julius Mössel in Linz am Rhein

In einem Verwaltungsgebäude im rheinland-pfälzischen Linz wurde vor zwei Jahren ein großartiges Deckenbild von Julius Mössel (1871–1957), ein im deutschsprachigen Raum Anfang des 20. Jahrhunderts bekannter Dekorations- und Kunstmaler, wieder entdeckt. Dies ist über Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg hinaus von Interesse, weil Mössel das Sternbilderthema wie schon im Großen Haus der württembergischen Staatstheater in Stuttgart auch in Linz gekonnt behandelt und dabei weiterentwickelt hat.

Judith Breuer

1 Das Deckenbild Julius Mössels im Verwaltungsgebäude der Basalt AG in Linz am Rhein, entstanden 1921, Zustand nach der Reinigung 2008.

Julius Mössels Werk wurde 1995 ein eigenes Arbeitsheft des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg gewidmet. In den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts galt Mössel als einer der renommiertesten Künstler im Bereich der architekturgebundenen Malerei. Sein Hauptwerk ist in Stuttgart mit seinem Kuppelbild im Großen Haus der Württembergischen Staatstheater überliefert: ein Sternbilderhimmel, den er 1912 schuf. Dieses Bild erhielt im Zuge der Rekonstruktion des Zuschauerraums ab 1982 wieder seinen ehemaligen Stellenwert zurück. Weitere Arbeiten von

Mössel in Stuttgart sind in Teehaus und Marmorsaal im Weißenburgpark und einige in Bad Kissingen und München erhalten geblieben. Mit dem Durchbruch der Neuen Sachlichkeit verlor die dekorative Wand- und Deckenmalerei an Bedeutung. Mössel zog die Konsequenz und wanderte 1926 in die Vereinigten Staaten, nach Chicago, aus. Nach dem Börsenkrach von 1929 verarmt, verlegte er sich auf die Tafelbildmalerei und schuf – darin ganz Außenseiter der Kunstströmungen – magisch reale bis surrealistische Darstellungen.



Mit dem Arbeitsheft von 1995 glaubte die Autorin alle in Europa erhaltenen oder archivalisch greifbaren Werke Mössels erfasst und dokumentiert zu haben. Doch Anfang 2006 entdeckte Susanne Hinz bei der Recherche nach Arbeiten ihres Großvaters Hans Waldemar Brockmann (1877–1925), ebenfalls Dekorations- und Kunstmaler, im Verwaltungsgebäude der Basalt AG in Linz am Rhein nicht nur Arbeiten von Brockmann, sondern auch ein bislang unbekanntes großes Deckengemälde mit der Darstellung eines Sternbilderhimmels von Julius Mössel. Dieses Bild ordnete sie anhand der Signatur Mössels eindeutig zu und meldete ihre Entdeckung der Autorin. Das Linzer Bild, wenn früher erkannt, wäre auch im Arbeitsheft des Landesdenkmalamtes ausführlich gewürdigt worden. Dies soll nun in bescheidenem Umfang nachgeholt werden.

Nach dem Ersten Weltkrieg lag in Deutschland mit der Wirtschaft auch die Bautätigkeit mit wenigen Ausnahmen danieder. Die Basalt AG in Linz, damals das größte Unternehmen der Region um Neuwied, ließ 1920 bis 1923 von den Kölner Architekten Heinrich Mattar und Eduard Scheler nach Plänen aus der Vorkriegszeit ein neues monumentales Verwaltungsgebäude mit Schauffassade zum Rhein errichten. Passend zum in üppigen Formen des Neobarock und Neoklassizismus gegliederten Gebäude wurden auch die Räume ausgestaltet. So erhielt der ovale Sitzungssaal im Obergeschoss des rheinseitigen Risalits ein Deckenbild mit der Darstellung eines Sternbilderhimmels, für das man keinen Geringeren als Julius Mössel aus München beauftragte. Dieses Bild ist mit zwei ebenfalls von Mössel signierten Supraportengemälden samt der gesamten Saalstuckaturen und des Saalmobiliars – mit Ausnahme der Fenster – im weitgehend originalen Zusammenhang überliefert.

Seit 1907 befasste sich Mössel nachweislich mit dem Motiv des Sternbilderhimmels, und zwar in einem Deckenbildentwurf für das Weimarer Hoftheater. Sein bedeutendstes Sternbilderdeckengemälde entstand 1912 für das Große Haus der Hoftheater in Stuttgart. Wie bei diesen Deckenbildern hat Mössel auch im Linzer Bild von 1921 die Sternbilder der nördlichen Halbkugel gewählt und diese in antiker Tradition als Gegenstände sowie Tier- und Menschenwesen dargestellt. Während in Stuttgart das 13 x 16 m große, fast kreisförmige Gemälde jeweils an den Eckpunkten eines eingedachten Achsenkreuzes vier große Sternbilder aufweist, nämlich Stier, Pegasus, Herkules im Kampf mit dem Drachen und schließlich Löwe, ist das Linzer Bild nicht symmetrisch komponiert. Die ovale, etwa 8 x 4,60 m große, an den Rändern gekahlte Deckenfläche ist vielmehr asymmetrisch, dem Sternenhimmel der nördlichen Hemisphäre im späten Februar nahe kom-



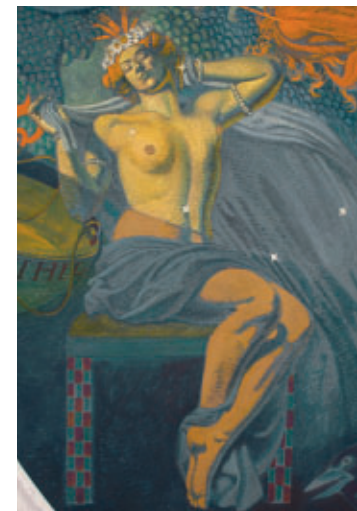
2 Das Sternbild des Löwen im Linzer Deckenbild Mössels, Zustand nach der Reinigung 2008.

mend, mit Sternbildern bemalt. In dieser Komposition ähnelt das Linzer Bild Zeichnungen Mössels von 1916, die als Lichtpausen aus seinem Nachlass in den Vereinigten Staaten überliefert sind und von denen eine für den Ehrensaal des Deutschen Museums in München bestimmt war.

Beim Eintritt in den Linzer Saal von der Flurseite fällt der Blick des Betrachters zuerst auf das Tierkreisbild des Stiers, ein antikes Sternbild des Frühlings, dem Mössel hier die Gestalt eines Bisons oder Wisents gegeben hat. Im Uhrzeigersinn betrachtet fallen im Weiteren besonders ins Auge: das spätsommerliche Tierkreisbild des Löwen an der südlichen Schmalseite, der Sextant und die Wasserschlange, die hier den Kopf eines komischen Ungeheuers trägt, dann zur Rheinfront das Tierkreisbild der Jungfrau in Gestalt einer jungen Frau in lasziver Sitzpose mit Margeritenkranz in ihren roten Haaren, weiter gegen die Rheinfront das Bild der Zwillinge Castor und Pollux, ein ehemals für die Seefahrer wichtiges Sterngebilde, und das Bild des Schlangenträgers sowie an der nördlichen Schmalseite die Sternbilder des Wassermanns und des Musen- und Dichterrosses Pegasus. Den Mittelteil bestimmen das Sternbild der Andromeda, ein liegender gefesselter weiblicher Akt, ferner ein fliegender Schwan und Herkules mit dem Medusenkopf.

Während das Stuttgarter Deckenbild auf dem Sextanten – etwa in Bildmitte – die Signatur seines Urhebers trägt, ist das Linzer Deckenbild in der Kehle gegen die Flurseite, unter dem Sternbild des Setzkastens, mit vollem Vor- und Zunamen Mössels in Großbuchstaben signiert.

Die Darstellung in Linz ist jedoch deutlich freier als die Stuttgarter Decke und die Deckenbildentwürfe von 1916, die noch in den klassischen Bildinterpretationen verhaftet sind. Manche Tierdarstellung in Linz hat karikierende Züge; die antiken Menschen- und Göttergestalten entsprechen wiederum zeitgenössischen Frauen- und Männerbildern, die durch ihre Inszenierung schon



3 Das Sternbild der Jungfrau im Linzer Deckenbild Mössels, Zustand nach der Reinigung 2008.



4 Signatur Mössels am Rande des Linzer Deckenbildes, Zustand nach der Reinigung 2008.

dem magischen Realismus im Mösselschen Spätwerk nahekommen. Während das Stuttgarter Deckenbild sich durch das Blau seines Grundes, die ocker- und graufarbene Zeichnung und die weißen und goldenen Höhen in die Farbigkeit des Großen Hauses einfügt, ist das Linzer Deckenbild auch in seiner Farbigkeit ein selbstbewusstes Kind der 1920er Jahre. Wie das 1940 in den Vereinigten Staaten entstandene Ölbild „Eternal Secret“ ist es in bunten Farben gehalten.

Vor Kurzem wurde das Linzer Deckenbild von einem Restaurator gewartet; Risse wurden dabei geschlossen und das Gemälde trocken gereinigt. Dabei stellte Restaurator Wolfgang Franz fest, dass Mössel auf dem trockenen Putz, und zwar in Kaseintechnologie, gearbeitet hat. Zuerst brachte Mössel den monochromen blauen Grundton auf, den er im hellen Mittelbereich als Schatten, im umgebenden dunklen Umfeld als Lichtton differenzierte. Die Umrisse seiner Motive pauste Mössel offensichtlich anschließend mit weißem Pigment auf den blauen Grundton auf. Im dunklen Umfeld gab er den Einzeldarstellungen durch Umfahren mit einem noch dunkleren Hintergrundton ihre Konturen. Im hellen Bereich hat Mössel die Sternbilder hingegen durch die Binnengestaltung herausgearbeitet. Aus der Nähe betrachtet sind die Darstellungen nahezu abstrakt und als Form nicht nachvollziehbar. Erst aus der Distanz fügen sich die flächigen und linearen Formen zum Gesamtbild. Das Linzer Bild ist damit ein weiteres Zeugnis von Mössels großem Können.

Anhand seiner Signaturen sind auch die beiden Bilder über den Türöffnungen im Ovalsaal eindeutig Mössel zuzuschreiben, und zwar an der nördlichen Schmalseite das Leinwandbild, bezeichnet „JM“, mit der mutmaßlichen Darstellung der Landschaft um den Ockenfels in der Nähe von Linz, an dem schon früh Basalt gebrochen wurde. Das an der gegenüberliegenden Schmalseite über der Türöffnung zum Besprechungs- und heutigen Direktionszimmer angebrachte und „MÖSSEL“ bezeichnete Leinwandbild zeigt wiederum das Vertriebszentrum der Basaltindustrie, das Verwaltungsgebäude der Basalt AG im Rheinpanorama von Linz mit einem Lastschiff im Vordergrund.

Das südlich an den Saal grenzende, heutige Direktionszimmer schmückt eine Kassettendecke, die ebenfalls figürlich bemalt ist. Ihr Mittelteil zeigt ein Sternbildmotiv, und zwar den greisen Saturn mit der jugendlichen Muse Urania. Dieses im Duktus des Neobarock gemalte Deckenbild stammt offensichtlich nicht von Mössel. Susanne Hinz erkannte hier zweifelsfrei die Urheberschaft ihres Großvaters Brockmann.

Warum wohl wählte Mössel für den Saal im Verwaltungsgebäude eines Basaltindustrie-Unter-

nehmens die Darstellung eines Sternbilderhimmels? Er entschied sich wahrscheinlich für dieses Motiv, weil es ihm ermöglichte, das Spektrum seines bildnerischen Könnens auszuspüren, zugleich ein abwechslungsreiches und unterhaltsames Panoptikum von Tier-, Frauen- und Männergestalten sowie von Gegenständen darzustellen, von denen einige, vor allem Helden und technische Gerätschaften, durchaus Identifikationsmöglichkeiten für Unternehmer in der Basalt- und Kunststeinindustrie bieten. Daher fand das Bildmotiv wohl auch die Akzeptanz seiner Auftraggeber.

Das wiederentdeckte Linzer Gemälde eines Sternbilderhimmels, die letzte große architekturgebundene Malerei Mössels vor seiner Auswanderung in die Vereinigten Staaten 1926, hat einen großen künstlerischen und kunsthistorischen Wert. Seine Wiederentdeckung ist ein Gewinn für Kunstintensierte, Kunsthistoriker und – weil das Bild in seinem originalen Verbund mit dem Bauwerk überliefert ist – auch für die Kunst- und Denkmalpflege.

Literatur

Wolfgang Franz: Maßnahmenbericht zum Sternbildergemälde von Julius Mössel im Verwaltungsgebäude der Basalt AG Linz, Heidelberg 2008 (unveröffentlichtes Manuskript).

Susanne Hinz: Das Saturnzimmer und der Saal mit dem Sternbilderhimmel im Verwaltungsgebäude der Basalt-Aktien-Gesellschaft in Linz am Rhein, Garching 2006 (unveröffentlichtes Manuskript).

H. Mattar/E. Scheler: Architekten des Heimatstils und ihre Bauten in Linz und Neuwied, Denkmalpflege im Landkreis Neuwied, Neuwied 2001, S. 16–18.

Judith Breuer: Julius Mössel, Dekorations- und Kunstmaler, Arbeitsheft 5 des Landesdenkmalamtes, Stuttgart 1995.

Verwaltungsgebäude der Basalt-Aktien-Gesellschaft zu Linz a. Rh., in: Deutsche Bauzeitung 58 (1924), S. 265–271.

Praktische Hinweise

Für weitere Informationen:

Basalt AG
Hauptverwaltung
Linzhausenstraße 20
53545 Linz am Rhein
Tel. 02644/563-0

Glossar

Kaseintechnologie: Dabei wird als Bindemittel für die Pigmente Kasein verwendet.

Dr. Judith Breuer

Referat 25 Denkmalpflege
Regierungspräsidium Stuttgart

5 Buchcover: Die Monografie von Judith Breuer über Julius Mössel ist noch im Buchhandel erhältlich: Judith Breuer: Julius Mössel, Dekorations- und Kunstmaler 1871–1957. Zur Wiederengewinnung seiner Arbeiten in Süddeutschland, Stuttgart 1995, 142 S., 162 Abb., 39,90 Euro, ISBN 978-3-8062-1217-4, Vertrieb über Theiss-Verlag





Der Rohrersteg in Rastatt Hochwasserschutz für die Fußgängerbrücke

Der Rohrersteg in Rastatt führt in Verlängerung der Herrenstraße zwischen Innenstadt und „Dörfel“, der Ludwigs-Vorstadt, über die Murg. Er dient seit mehr als 140 Jahren als innerstädtische Fußgänger Verbindung. Seit Mitte 2008 läuft seine Instandsetzung.

Die Vorgeschichte: Als im Januar 1864 der alte hölzerne Rohrersteg durch einen Eisgang zerstört wurde, fasste der Große Bürgerschaft der Stadt Rastatt den Beschluss, diesmal die „Gehbrücke in Eisenconstruction“ zu erneuern.

Den Auftrag für die Erstellung des eisernen Überbaus erhielt die „Maschinenbaugesellschaft Carlsruhe“, den für die massiven Unterbauten das Rastatter Bauunternehmen Belzer. Die Planung des Stegs übernahm Ingenieur Barck von der Bezirksbauinspektion Rastatt. Im Jahr 1866 konnte der Rohrersteg eröffnet werden.

Das schmiedeeiserne Tragwerk ist als so genannter Durchlaufträger über drei Felder mit Stützweiten von 18,5 m + 20,65 m + 18,5 m konstruiert. Die engmaschigen Gitterwände seiner Hauptträger sowie die Querträger sind aus vernieteten Winkelprofilen und Flacheisen zusammengefügt. Die Hauptträger haben eine Höhe von 1,3 m, die Systembreite beträgt 3,38 m. Der Gehwegbelag bestand nach einem Foto von 1910 aus einer ge-

schlossenen Schüttung, vermutlich auf Profileisen. Die hölzernen Bohlen sind eine Zutat aus einer früheren Instandsetzung, bei der auch die gewalzten Längsträger und Diagonalversteifungen unter der Fahrbahn eingebaut und eingeschraubt wurden. Das topografische Umfeld: Die Murg war zwischen 1778 und 1785 in ihrem Unterlauf von Kuppenheim bis zur Mündung in den Rhein korrigiert worden und gab mit ihren Dämmen das Uferprofil vor. Zwischen 1843 und 1852 war Rastatt zur Bundesfestung ausgebaut worden, und die Befestigungsanlagen umschlossen sowohl den Stadtkern mit dem Schloss auf der rechten als auch die Ludwigs-Vorstadt auf der linken Murgseite.

Die heutige Situation: Anlass für die aktuellen Baumaßnahmen ist der Hochwasserschutz, der eine Anhebung des Brückenüberbaus um ca. 80 cm erfordert. Bei den vorbereitenden Arbeiten zeigte sich, dass der Korrosionsschutz der Eisenkonstruktion erneuert werden muss, dass die Träger insbesondere im Bereich der Knotenanschlüsse unterhalb der Fahrbahn verrostet sind und dass Schussbeschädigungen aus Kriegszeiten zu reparieren sind. Auch im Bereich der steinernen Widerlager sind zahlreiche alte Flickungen zu erneuern bzw. stark geschädigte durch neue Steine zu ersetzen. Zusätzlich sind hier sowie bei den beiden Strom-



1 Rohrersteg nach Abbau des hölzernen Bohlenbelags (Juni 2008).

2 Rohrersteg mit Blick auf die Ludwigs-Vorstadt (um 1910).



pfeilern wegen der Anhebung des Stegs entsprechende Aufmauerungen notwendig.

Der Ortstermin: Das denkmalpflegerische Interesse am Rohrersteg ist ein doppeltes. Zum einen sind Instandsetzungen so alter, genieteteter Eisenkonstruktionen heutzutage seltene Vorhaben, da es in der Regel einfacher und billiger ist, neue Brücken zu bauen. Der Anhebung des eisernen Überbaus wurde letztlich und trotz der damit notwendigen Veränderungen an den massiven Bauteilen zugestimmt, weil man damit den Erhalt des Stegs sicherstellen konnte. Zum anderen ist die Konstruktion des eisernen Tragwerks selbst technikgeschichtlich interessant. Brückentragwerke mit engmaschigen Gitterwänden waren in der Zeit um 1866 zwar Stand der Technik und damals allgegenwärtig, jedoch war ihre „beste Zeit“ bereits abgelaufen. Neu entwickelte statische Systeme – so genannte weitmaschige Fachwerkträger – wa-

ren dabei, die Gitterträger abzulösen. Zunächst wurden diese Fachwerksysteme für neue Brückenbauten verwendet, nach und nach verdrängten sie als Ersatzbauten auch alte, abgängige Brücken.

Heute sind diese Gitterträgerkonstruktionen in Baden-Württemberg bis auf ganz wenige Exemplare ersetzt worden. Soweit bekannt, haben sich landesweit nur der Rohrersteg in Rastatt, die große Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Waldshut sowie zwei kleine Straßenbrücken bei Nürtingen-Raidwangen bzw. bei Calw-Kohlerstal erhalten.

Dipl.-Ing. Ulrich Boeyng
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 – Denkmalpflege



3 Historisches Tragwerk (1866) mit später eingebauten Teilen.



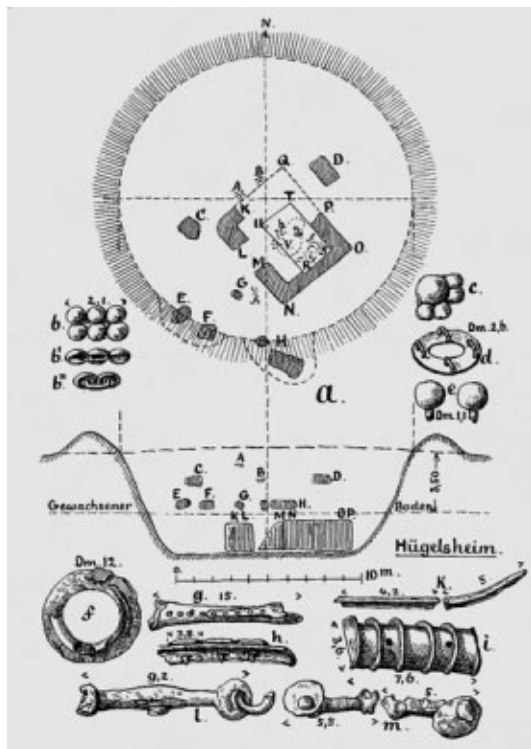
Der Heiligenbuck bei Hügelsheim, Lkr. Rastatt Ein frühkeltischer Fürstengrabhügel in der mittelbadischen Rheinebene

Er dürfte den Menschen seit 2500 Jahren in der flachen Rheinebene immer aufgefallen sein, der regelmäßige Hügel nahe der alten Hochuferkante südlich von Hügelsheim. Auch heute noch ist er nicht zu übersehen, er liegt unmittelbar östlich der B 36, knapp südlich der Zufahrt zum Baden-Airpark.

Gerade wegen seiner auffälligen Erscheinung in der Rheinebene ist der Heiligenbuck von jeher sagenumwoben. Aus dem 17. Jahrhundert schriftlich überliefert ist etwa die Sage, dass hier ein „unterirdisches Volk von kleinen Leuten“ gehaust habe, die den Bauern bei Lebensmittelmangel aus der Not geholfen hätten und daher für Heilige gehalten worden seien. Die älteste bildliche Darstellung des Heiligenbuck stammt aus diesem Bericht des Jesuiten Athanasius Kircher von 1678. Bis 1838 gehörte der Heiligenbuck zum Pfarrgut. Diese Besitzverhältnisse – und weniger die genannten Sagen – dürften dem Hügel zu seinem Namen verholfen haben. 1880 wurde der Hügel vom damaligen großherzoglichen Konservator Ernst Wagner einer archäologischen Untersuchung unterzogen, von welcher sich noch Pläne und Beschreibungen erhalten haben. Wagner untersuchte nur das Hügelzentrum, das er zunächst

durch einen kreisförmigen Graben freistellte und dann schichtweise ausgrub. Dabei stieß er auf die Überreste einer sehr reichen Bestattung, eines „Fürstengrabes“ der frühkeltischen Hallstattkultur (6. Jahrhundert v. Chr.). Vergleichbare Gräber kennt man mittlerweile in mehreren Beispielen im gesamten zentralmitteleuropäischen Raum. Sie stellen die Grabstätten der sozialen Eliten der frühkeltischen Gesellschaft dar, ohne dass wir bislang Genaueres über die tatsächliche gesellschaftliche Funktion der so bestatteten Männer und Frauen wissen. Das Grab in der Hügelmitte des Heiligenbuck war als ca. 4 x 3 m große Holzkammer angelegt worden. Leider wurden von der eigentlichen Bestattung und den reichen Grabbeigaben nur noch Reste gefunden, denn das Grab war bereits in antiker Zeit von Grabräubern ausgeplündert worden. Aus den wenigen Resten der Beigaben und durch den Vergleich mit den Inventaren anderer keltischer Fürstengräber kann man die ehemalige Ausstattung dennoch weitgehend rekonstruieren: Als typischer Bestandteil solcher Prunkgräber kann ein vierrädriger Wagen mit aufwendigen Metallbeschlägen gelten. Von ihm hatten sich Teile der Speichen, Radreifen und

1 Grabungsskizze und Fundzeichnungen aus der 1880 durchgeführten Untersuchung von Ernst Wagner im Heiligenbuck.



Radnaben erhalten. Diese zeigen deutliche Beziehungen zu Wagen aus anderen frühkeltischen Fürstengräbern. Verschiedene Bronzegefäße bildeten ein umfangreiches Trink- und Essgeschirr. Darüber hinaus hatten sich Reste der persönlichen Trachtausstattung des Toten erhalten: Eine Gewandspange und das Fragment eines Dolches ließen auch die Identifizierung als Bestattung eines Mannes der Zeit um 550 v. Chr. zu.

Der Heiligenbuck ist kein Einzelfall in der Region. Durch entsprechende Funde im südlichen Kreis Rastatt und im angrenzenden Elsass können wir heute sicher sagen, dass er Teil einer frühkeltischen Kulturlandschaft auf beiden Seiten des Rheins war. In einem Radius von ca. 12 km sind hier mindestens sechs weitere „fürstliche Bestattungen“ aus der Zeit vom 6. bis 5. Jh. v. Chr. nachgewiesen, außerdem zahlreiche kleinere Grabhügel aus frühkeltischer Zeit. Von den zugehörigen Siedlungen fanden sich bislang kaum Spuren, wahrscheinlich gehören umfangreiche vorgeschichtliche Befestigungswerke auf dem „Battert“ bei Baden-Baden ebenfalls in diesen Kontext. Jedenfalls kann man davon ausgehen, dass in dieser Kleinregion eine reiche keltische Oberschicht ansässig war, die über europaweite Handelsbeziehungen und Kontakte zu anderen „Fürstensitzen“ wie zum Beispiel der Heuneburg an der oberen Donau oder dem Hohenasperg am mittleren Neckar verfügte. Importierte Luxusgüter aus Oberitalien in den Gräbern dieser Oberschicht führen uns diese Fernkontakte deutlich vor Augen. Dass sich ein solches Machtzentrum ausgerechnet in Mittelbaden entwickelt hat, kann eigentlich nur an der verkehrsgeografischen

Bedeutung des Rheintals liegen. Seine Funktion als Handelsweg in vorgeschichtlicher Zeit ist bei Weitem noch nicht zur Genüge erforscht.

Das Erscheinungsbild des Heiligenbuck hat sich mehrfach gewandelt. Früher war der Hügel wesentlich höher, aber 1845 wurde seine Kuppe vom damaligen Pächter eingeebnet und in eine rechteckige Plattform verwandelt. 1976 wurde der Hügel mit Steinsetzungen und Buschwerk als Schutz gegen das Befahren mit Autos versehen, er war damals beliebter Aussichtspunkt zur Beobachtung des Flugplatzbetriebs. Das charakteristische Bild eines keltischen Grabhügels vermittelte er so natürlich nicht, denn ursprünglich war er rund und aufgewölbt. Im Anschluss an die topografische Vermessung im März 2003 wurde durch das Landesdenkmalamt eine geomagnetische Untersuchung des Hügels vorgenommen. Dabei wurde an der Südostseite die einstige Umgrenzung des Hügelfußes in Form eines heute verfüllten Kreisgrabens im Messbild sichtbar. Daraus konnte der alte Durchmesser des keltischen Grabhügels von ca. 60 m ermittelt werden. Die Baden Airpark GmbH, die Gemeinde Hügelsheim, das Landratsamt Rastatt, die Firma Vogel Bau GmbH und das damalige Landesdenkmalamt haben schließlich in einer gemeinsamen Aktion dafür gesorgt, dass der Hügel vom Bewuchs befreit und anschließend durch teilweise An- und Aufschüttung wieder in seine ehemalige Form gebracht wurde. Die kreisförmig um den Hügelfuß gesetzten Steine markieren den antiken, durch die geophysikalische Vermessung nachgewiesenen Hügelfuß. Die Überschüttung stellt gleichzeitig einen Schutz der noch vorhandenen Originalsubstanz dar, denn Wagner hat den Hügel 1880 nicht vollständig ausgegraben.

Nach seiner Wiederaufschüttung kommt der Heiligenbuck dem ursprünglichen Erscheinungsbild eines solchen Grabmonuments wieder sehr nahe. Er ist frei zugänglich und liegt südlich von Hügelsheim unmittelbar östlich der B 36, knapp südlich der Zufahrt zum Baden-Airpark. Eine Tafel informiert vor Ort über die Forschungsgeschichte.

Literatur

Gerhard Hoffmann: Spuren früher Zeiten. Funde und Fundstätten im Landkreis Rastatt, Heidelberg/Ub-stadt-Weiher 2007, S. 70–74.

Siegwald Schiek: Der „Heiligenbuck“ bei Hügelsheim. Ein Fürstengrabhügel der jüngeren Hallstattkultur, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 6, 1981, S. 273–310.

Dr. Günther Wieland
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 – Denkmalpflege

Ausstellung

Kreuz, Rad und Schere Mittelalterliche Grabplatten vom Ulmer Münsterplatz

Eine Ausstellung des Ulmer Museums und des Landesamts für Denkmalpflege im RP Stuttgart
Ulmer Museum
Studio Archäologie
Marktplatz 9, Ulm
24. 10. 2008 bis 7. 6. 2009
Dienstag bis Sonntag 11–17 Uhr
Das Landesamt für Denkmalpflege und die Ulmer Museen präsentieren im Studio Archäologie der Ulmer Museen ihre gemeinsame Ausstellung „Kreuz, Rad und Schere – Mittelalterliche Grabplatten vom Ulmer Münsterplatz“. Gezeigt wird ein im süddeutschen Raum einzigartiges Ensemble hochmittelalterlicher Grabplatten aus den Ausgrabungen am Ulmer Münsterplatz. Die Platten stammen von Gräbern einer wohlhabenden Mittelschicht und waren offenbar vom Vorgängerbegräbnis „Ennet Feldes“ nach der Grundsteinlegung des Münsters 1377 zum neuen Friedhof in der Stadt verlagert worden.
Weitere Informationen: www.museum.ulm.de

Reinhard Wolf arbeitet im Rahmen des landesweiten Projekts zur Erfassung der Kleindenkmale als Koordinator für den Landkreis Ludwigsburg. Für die vorliegende Veröffentlichung hat er die Ergebnisse der zahlreichen ehrenamtlichen Forscherinnen und Forscher im Landkreis Ludwigsburg zusammengetragen und aus rund 3300 Kleindenkmalen (darunter rund 1800 Gemarkungsgrenzsteine) für jede der 39 Kreisgemeinden die interessantesten und jeweils typischen Objekte ausgewählt. Nun stellt er sie mit aussagekräftigen farbigen Fotos und ausführlichen Beschreibungen dar, ergänzt um Geschichte und Geschichten, die sich um die Objekte ranken. Der „Streifzug durch das Kreisgebiet“, wie es der Autor nennt, repräsentiert die Vielfalt der Kleindenkmale und animiert anhand der Standortbeschreibung zum eigenen Erkunden und Aufsuchen der kleinen Preziosen vor Ort.

Archäologischer Stadtkataster Überlingen

Bearbeitet von Alois Schneider
Archäologischer Stadtkataster
Baden-Württemberg, Bd. 34
Hg. v. Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen 2008
356 S., 127 Abb. (s/w)
ISBN 978-3-927714-92-2, 26 Euro

Neuerscheinungen

Von Ort zu Ort Kleindenkmale im Landkreis Ludwigsburg

Reinhard Wolf
Hg. v. Landkreis Ludwigsburg, 2008
216 S. mit 630 farbigen Abb., gebunden
ISBN 978-3-925733-04-8, 34,80 Euro



Schon vor der Mitte des 7. Jahrhunderts ist die *villa Iburninga* als Aufenthaltsort eines Herzogs in Alamannien erstmals bezeugt. Der Ort entwickelte sich bis in staufische Zeit hinein zu einem Getreide- und Weinhandelszentrum und zu einer der wichtigsten Transitstellen am Bodensee. Auf dieser Basis wurde Überlingen, das um 1210/20 Stadtrechte erhalten haben dürfte, zu der neben Lindau bedeutendsten mittelalterlich-frühneuzeitlichen Reichsstadt am nördlichen Bodenseegebiet. Ihre Position als urbaner Mittelpunkt im Linzgau behielt die Stadt auch nach der politischen Neuordnung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die politische und wirtschaftliche Rolle der spätmittelalterlichen Reichsstadt führte nicht nur zu einer raschen Ausweitung ihres Siedlungsgebietes, sondern hatte auch zur Folge, dass in Überlingen viele prominente bauliche Einrichtungen entstanden sind, die zum Teil bis heute das Stadtbild prägen.

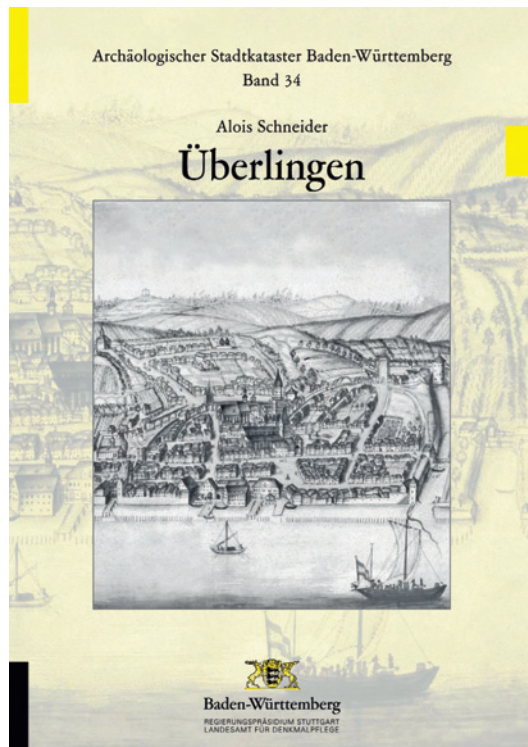
Im vorliegenden „Archäologischen Stadtkataster“ werden die Grundzüge der allgemeinen Stadtgeschichte bis zum Übergang an das Großherzogtum Baden im 19. Jahrhundert ebenso beschrieben wie, ausgehend von einer Interpretation der schriftlichen und archäologischen Quellen,

Studio Archäologie

Kreuz, Rad und Schere Mittelalterliche Grabplatten vom Ulmer Münsterplatz

Eine Ausstellung des
Ulmer Museums
und des Landesamts
für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium
Stuttgart

24. Oktober 2008
bis 7. Juni 2009



die Entwicklung des Überlinger Siedlungsbildes von den (erschlossenen) früh- und hochmittelalterlichen Verhältnissen bis zu den nachhaltigen Veränderungen im tradierten Altstadtgefüge während des 19. und 20. Jahrhunderts. Wesentliche Bausteine des Textbandes sind außerdem ein Katalog aller bekannten archäologischen Fundstellen und ein als „Historische Topographie“ firmierendes, etwa 260 Objekte umfassendes Inventar. In funktionale Gruppen geordnet, verzeichnet es die Geschichte aller in reichsstädtischer Zeit wichtigen Gebäude und Einrichtungen bis hin zu den alten Schiffsländen. Sowohl die Fundstellen als auch die historisch bedeutsamen Objekte sind jeweils auf einer Karte entsprechend signiert. Weitere beige-fügte Fachpläne sind ein Kellerplan (mit Angabe der Kellertiefen), eine Überlagerung der aktuellen Hausgrundrisse mit jenen im ältesten Vermessungsplan von 1881 und ein Baualtersplan. Das Kapitel „Stadtbewertung unter archäologischen Gesichtspunkten“ kommentiert jede dieser Karten und legt als Ergebnis der gesamten Untersuchung für die künftige denkmalpflegerische Betreuung der Altstadt Überlingens die archäologisch relevanten Bereiche fest. Diese Areale sind dann auf einem weiteren Plan farblich gekennzeichnet, wobei auch jene Flächen sichtbar gemacht wurden, die aus Sicht der Archäologie tiefgreifend gestört sind. Trotz aller moderner Veränderungen hat die Altstadt von Überlingen noch den größten Teil ihrer im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit grundgelegten Straßen- und Quartiersstruktur, zahlreiche Zeugnisse ihrer historischen Bebauung sowie viele gerade für die Kenntnis der präurbanen Siedlungsphasen wesentliche Bodenerkun-

den bewahren können. Für die künftige fachliche Diskussion bei dem Bemühen, den historischen Quellenwert der innerstädtischen Flächen zu würdigen und die sichtbaren wie auch im Boden tradierten Geschichtsdokumente an die Nachwelt zu vererben, können Text und Pläne dieses „Archäologischen Stadtkatasters Überlingen“ qualifizierte Wegweisungen geben. In dieser Reihe zuletzt erschienen ist der Stadtkataster „Offenburg“, kurz vor der Publikation steht der Band „Ulm“.

Die Kuppel der Basilika in Weingarten Ein interdisziplinäres Projekt zu Konservierung und Restaurierung

Arbeitsheft 20,
Hg. v. Regierungspräsidium Stuttgart,
Landesamt für Denkmalpflege
Theiss Verlag, Stuttgart 2008
304 S., zahlreiche Abb. und 31 Farbtafeln
ISBN 978-3-8062-2135-0, 39,90 Euro

Eindringendes Regenwasser gefährdete seit 2002 die kunsthistorisch bedeutenden Freskomalereien in der Kuppel der Basilika in Weingarten. Der jetzt vorgelegte Arbeitsbericht befasst sich mit den Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten der Jahre 2002 bis 2006 und beschreibt das denkmalpflegerische Konzept sowie die gewonnenen Erfahrungen. Bei der Sanierung mussten aufgrund der komplexen Situation Fachleute aus den Bereichen Architektur, Statik, Vermessung, Chemie, Bauphysik, Mikrobiologie, Zoologie, Kunst-



geschichte, Restaurierung und Denkmalpflege sowie spezialisierte Handwerker zusammenarbeiten. Während der Restaurierung der Malereien und der Sanierung der undichten Kuppel musste auch auf mehrere Fledermausarten Rücksicht genommen werden. Zwergfledermäuse, Große Mausohren und Kleine Hufeisennasen, allesamt geschützte Tierarten, hatten im Kuppelzwischenraum ihre Nische gefunden. Insofern bildet die nach sorgfältiger Grundlagenarbeit erfolgte Instandsetzung der Dachkonstruktion und Kupferverblechung einen ersten Schwerpunkt des Arbeitsberichts. Hierbei wird auch das speziell angepasste denkmalpflegerische Konzept unter Berücksichtigung der ökologischen Anforderungen beschrieben.

Der weitaus größere Teil des Arbeitsheftes widmet sich der Kuppelausmalung von Cosmas Damian Asam. Ausgesprochen vielfältige Voruntersuchungen und Schadensanalysen waren erforderlich, bevor Schritt für Schritt und mit hoher Sorgfalt das denkmalgerechte Konservierungs- und Restaurierungskonzept umgesetzt wurde. Naturwissenschaftliche und mikrobiologische Untersuchungen sowie Analysen auf Fledermausurin lieferten die Grundlage für das weitere Vorgehen. Die Kuppel wurde von Asam (1686–1739), der bereits zu Lebzeiten einen ausgezeichneten Ruf genoss, in den Jahren 1718–1720 ausgemalt. Sie gilt als erstes Hauptwerk seiner zentralen Schaffensphase. Die Kuppel hat einen Durchmesser von rund 15 m, ist 61 m hoch und umfasst rund 400 m² bemalte Fläche.

Die römischen „Soldatenbäder“ in Baden-Baden (Aquae Aureliae)

Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Bd. 25
Hg. v. Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart 2008
132 S., 142 farbige Abb.,
ISBN 978-3-8062-2243-2, 12 Euro
Bezug über den Theiss-Verlag



Die römischen „Soldatenbäder“ in Baden-Baden (Aquae Aureliae)

Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg 25

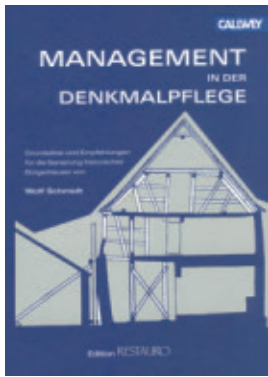


THEISS

Im Mittelpunkt dieses archäologischen Führers stehen die römischen „Soldatenbäder“ und deren Entwicklung vom einfachen Militär- und Hygienebad hin zur ausgedehnten Wellness- und Badelandschaft im 3. Jahrhundert n. Chr. Besondere Aufmerksamkeit wird der Heizungs- und Technikgeschichte gewidmet – eine Hommage an den einmaligen Erhaltungszustand der originalen Fußboden- und Wandheizstrukturen.

In einem großen kulturgeschichtlichen Bogen entwickelt sich vor den Augen der Leser die Geschichte der Badekultur in Europa von der Antike über Mittelalter und Neuzeit bis heute, auch die ebenfalls in römischer Tradition wurzelnde islamische Badekultur wird vorgestellt. Ein Kapitel über die lange und spannende Geschichte Baden-Badens als Kurort schließt sich an.

Im letzten Teil kann der Leser einen Blick hinter die Kulissen werfen: Die beteiligten Fachleute berichten über Bauarbeiten, Restaurierung der antiken Anlage und Gestaltung des 2003 neu eröffneten Museums.



Buchbesprechungen

Wolf Schmidt
Management in der Denkmalpflege

Grundsätze und Empfehlungen
 für die Sanierung historischer Häuser
 384 S., 129 Abb., gebunden, 78 Euro
 ISBN 978-3-7667-1758-0
 Callwey München

Im ersten Teil seines Buches berichtet Schmidt, Denkmalpfleger im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, sicher ein Könnner seines Fachs – wort- und facettenreich – von der spannenden Rettung eines verwahrlosten Baudenkmals in Karlstadt am Main.

Er zeichnet zunächst in einer für sein Thema unnötigen Ausführlichkeit die Entwicklung zur Stadtsanierung in Karlstadt nach, garniert mit einer Serie knapp kommentierter ganzseitiger Farbbilder ansehnlicher historischer Gebäude in Karlstadt, die mit Beteiligung der Denkmalpflege erfolgreich saniert wurden.

Danach wendet er sich einem Einzelfall zu; ungewöhnlich eloquent berichtet er von dem Abbruch auf Abbruch, von den ersten „Hausbesuchen“ der Denkmalpfleger, von ihrer anwaltschaftlichen Rolle für das Denkmal, der Entwicklung des Problemfalls von den ersten amtlichen Schritten zur Untersuchung und Dokumentation des Hauses und einer Notsicherung, die den bisherigen Eigentümern die Hoffnung nahmen, doch noch zu einer Genehmigung eines Neubaus zu kommen. Mit dem Kauf des Sorgenkindes durch eine „kooperationswillige Bauherrschaft“ änderte sich die Situation komplett und verwandelte den anfänglich fast hoffnungslosen Fall in ein denkmalpflegerisches „Orchideenprojekt“, bei dem letztlich alle Beteiligten an einem Strang gezogen haben. Planung und Durchführung mündeten in einer konzertierte Teamarbeit, bei der der Autor offenbar die angenehme Rolle eines Konzertmeisters übernehmen konnte. Schmidts selbstgefälliger Report zeigt, dass in der vorgestellten Fallstudie ein gutes Management phasenweise hilfreich, ja ausschlaggebend sein konnte.

Auf praktische Handreichungen oder Hilfestellungen für Detaillösungen (so z.B. auf Ausführungsdetails zur Wärmedämmung, Fußbodenaufbauten oder Fensterbau) hat Schmidt in seinem Report bewusst verzichtet.

In der zweiten Hälfte seines Buchs präsentiert sich Schmidt als Theoretiker. In vielen Kapiteln beleuchtet er die zahlreichen Faktoren, die in der Denkmalpflege Einfluss haben und nehmen: das jeweilige Rollenverständnis der unterschiedlichen

Beteiligten, die privaten und öffentlichen Interessen, die manchmal komplizierten Verfahrensabläufe, die Rolle des Geldes, hier der zu einem Sanierungsfall beitragenden Gelder, einschließlich der ständig drohenden Fehler und Defizite.

Schmidt vertieft sich in all diese theoretischen Betrachtungen derart intensiv, dass sich auch Fachleute fragen werden, was diesen Aufwand rechtfertigt. Was soll z. B. eine Systematik für Besprechungen mit Gesprächsleitung und festgelegten Zeiten für Redebeiträge? Die Praxis sieht anders aus.

Auch fragt sich der Rezensent, für wen dieses Buch gedacht sein soll: Kaum für Insider, die sich bereits auskennen in der Materie. Zweifellos ist dieses Buch zum Teil ein Erinnerungsbuch für die ehemaligen Partner in Karlstadt, die auf ihr gemeinsames Werk zu Recht stolz sein dürfen. Doch darüber hinaus? Für Anfänger in der Denkmalpflege wäre es ein sicher mühsames Lehrbuch; die Partner in der Denkmalpflege werden wohl lieber zu praktischeren Ratgebern greifen. Bleiben als Zielgruppe dann nur noch Adepten für ein Aufbaustudium Denkmalpflege und Methodik. Ist das Buch womöglich gedacht als eine Selbstempfehlung für eine Lehrtätigkeit?

Norbert Bongartz

Franz-Georg Scheffczyk:
Aufgabe oder Ende des Denkmalschutzes.

Ergebnisse und Folgen anhand von Fallbeispielen im Rhein-Neckar-Kreis.

Spektrum Kulturwissenschaften

Hg. v. Christa Ebert, Heinz Dieter Kittsteiner und Ulrich Knefelkamp

Band 8, Schöneiche bei Berlin 2006

Der vorliegende umfangreiche Band ist die Dissertation von Franz-Georg Scheffczyk, mit der er 2006 an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder promoviert hat. Die Dissertation ging offenbar ungekürzt in die Buchausgabe ein.

Erklärtes Ziel der Arbeit des im Denkmalschutz tätigen Verfassers ist es, den vielen, mehr theoretisch interessierten Veröffentlichungen über Grundsätze, Methoden und Verfahren der Denkmalpflege einen von der Praxis gestützten Ansatz gegenüberzustellen und dazu eine Reihe von Beispielen aus der Praxis zu analysieren. Ihn interessiert das „Wie?“. Das „Warum?“ wird von ihm lapidar als mit dem Artikel 86 der Landesverfassung von Baden-Württemberg vorgegeben bezeichnet: „Die Denkmale der Kunst, der Geschichte und der Natur genießen öffentlichen Schutz und die Pflege des Staates und der Gemeinden.“

Einer Literaturübersicht lässt der Verfasser eine Vorstellung seines methodischen Vorgehens folgen; hier wird auch der merkwürdige Titel der Arbeit entschlüsselt. Er benutzt in Art eines Wortspieles die beiden unterschiedlichen Bedeutungen des Wortes „Aufgabe“, ebenso wie im letzten Kapitel des Buches das Wort „Entsorgung“ auch als „sorgenfrei machen“ verwendet wird.

Bevor die angekündigten Fallbeispiele vorgestellt werden, folgen der Einleitung lange Kapitel über „Institution Denkmalpflege“ und „Anspruch der Denkmalpflege“, in denen Geschichte, Begriffsentwicklung, Methode und Theorie, aber auch Verfahren und Zuständigkeiten, kurz: alle mit der Denkmalpflege zusammenhängenden Themen, gestreift oder untersucht werden. Dabei werden die vielen Veröffentlichungen, die sich mit dem gleichen Thema insgesamt oder in Teilbereichen beschäftigt haben, auf ihre Grundaussage und ihre Tendenz hin befragt. Der Verfasser kommt immer wieder auf sein Grundanliegen zurück, dass die Wirksamkeit von Denkmalpflege nur am Ergebnis, der unbeeinträchtigten Erhaltung der Denkmale, gemessen werden kann, dass ihm das „Wie“ entscheidender erscheint als die Diskussion des „Warum“.

Seine Kritik an den bestehenden Zuständen ist unübersehbar. Formulierungen wie „muss“, „darf“, „darf nicht“ durchziehen seinen gesamten Text. Der Betrachtung von sieben Fallbeispielen aus dem Arbeitsbereich des Verfassers, dem Rhein-

Neckar-Kreis, wird eine Übersicht über die gegenwärtige Verwaltungsstruktur vorangeschickt. Die sehr ausführliche Behandlung der Fälle zweier Kirchen, einer ehemaligen Synagoge, dreier Wohn- und Geschäftshäuser und des städtebaulichen Ensembles in Ladenburg mit Geschichte, Charakterisierung der beteiligten Personengruppen und einer zusammenfassenden Wertung mündet in den Abschnitt „Synthese und analytische Entsorgung“. Für die Entsorgung schlägt der Verfasser eine Veränderung der gesetzlichen Grundlage und der Verwaltungspraxis der Denkmalpflege vor, dazu die gesetzliche Verpflichtung zu „mehr Fachkompetenz“ beim Bauen durch bessere Ausbildung und Qualifizierung von Architekten und Handwerkern; dazu die Festlegung von Standards zum Umgang mit dem Kulturdenkmal, bessere und fortgeschriebene Inventarisierung und aufklärende Einbeziehung der Öffentlichkeit. Er schließt mit sechs Grundregeln „in Richtung einer anderen Denkmalpflege mit innovativem Hintergrund“. Danach dürfen Veränderungen am Kulturdenkmal nur durchgeführt werden, wenn zuvor ein entsprechend geschulter und zugelassener Architekt beauftragt wurde; Translokierung und der Einbau unbezeichneter Spolien sind unzulässig.

Die Frage der Ergänzungen wird in Analogie zu Artikel 12 der Charta von Venedig gesehen; die „harmonische Einfügung“ wurde allerdings nicht übernommen.

Von einem solchen Verzicht ist auch die fünfte Grundregel geprägt, die beim Verfasser lautet: „Ästhetik im Umgang mit einem Kulturdenkmal ist kein Beurteilungskriterium der Denkmalpflege“. Der schreckliche Satz scheint sich aber nur auf das Verbot des Eingriffs in „architektonische Belange“ der Gegenwart zu beziehen.

Satz 4 fordert eine durchorganisierte detaillierte Inventarisierung und Satz 5 die Übernahme von Gutachterkosten durch den Staat.

Das scheint ein etwas bescheidenes Ergebnis einer umfangreichen Arbeit zu sein. Das detaillierte Eingehen auf nahezu alle Probleme praktischer Denkmalpflege beweist allerdings, dass das Anliegen des Verfassers weiter geht, denn er schreibt auf S. 193: „Darauf aufbauend werden die Gegensätzlichkeiten und Widersprüchlichkeiten im Bereich der Denkmalthematik stringent aufgelöst und als Ergebnis in einer ‚Doktrin des Denkmalschutzes‘ zusammengefasst“.

Wolfgang Stopfel





Mitteilungen

Projekt Kleindenkmale sucht dringend ehrenamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen

Sie haben einen Computer? Oder sogar einen Scanner? Sie möchten sich ehrenamtlich für die Denkmalpflege engagieren? Wir haben den richtigen Job für Sie! Tausende von Kleindenkmale harren Ihrer Aufmerksamkeit. Interesse? Dann melden Sie sich unverbindlich bei:
Martina Blaschka, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar, Tel.: 0711 / 90445220, E-Mail: martina.blaschka@rps.bwl.de.

Auch Schicksale haben ihre Häuser – Gottfried Müllers satirische Blätter

In den nächsten Ausgaben dieser Zeitschrift möchten wir unseren Lesern einige Blätter aus der Mappe „Schwermut und Abenteuer des Hausbaus. 24 Portraits verlorener Gebäude“ von Gottfried Müller vorstellen.

Gottfried Müller erblickte im Jahr 1968 in Balingen das Licht der Welt. Sein Vater Gerd Müller aus Bad Urach ist einer der ältesten und treuesten Abonnenten der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“. Sein Sohn wurde schon in den frühen Siebzigerjahren ein kindlicher Mit-Gucker beim denkmalinteressierten Vater, später dann aber zum begeisterten Mit-Leser unseres Periodikums. „Mit der Denkmalpflege bin ich sozusagen gefüttert worden“, sagt Gottfried Müller heute, „das Beobachten, Interpretieren und Reflektieren von Gebäudegeschichten ist für mich zu etwas völlig Selbstverständlichem geworden.“ – Und tatsächlich: Man kann man sich schon ein wenig gelehrt und ertappt fühlen, wenn man sieht, wie gut Müller die Prosa von Denkmalpflege, Hausforschung oder Architekturgeschichte kennt und sich ihre Wesensart zum poetischen Werkzeugkasten seiner gelegentlich düsteren Fantasien erwählt. Mit feinem Gespür lässt der Künstler in seinen braunen Tintenzeichnungen auf zwei Jahrhunderte altem Papier eine überzeugend patiniert wirkende Scheinwelt entstehen, die aber gar nicht allzu weit von der denkmalpflegerischen Realität entfernt liegt. Ein Umstand, der jene von vielen Denkmalpflegern lange schon gehegte Vermutung nährt, wie groß der Irrwitz des Alltäglichen doch ist, der beständig in die berufliche Lebenswelt des Denkmalprofis einsickert. Es ist berauschend komisch und ein Augenschmaus, zu beobachten, wie der Künstler seine mitunter morbiden Historien er-

träumt, beklemmende Häuser- und Menschen-schicksale erdichtet und bildlich dann ganz selbstverständlich vor unsere Augen stellt. In „knarrender Trockenheit“, so der Architekturkritiker Manfred Sack, erzählt uns Müller von menschlichen Dramen hinter mysteriösen Gemäuern. Und nicht nur der praktische Denkmalpfleger, Inventarisator und Bauforscher ahnt es schon: Ganz genau so könnte es sich zugetragen haben. Und dann Obacht – ist Geschichte nicht auch Literatur, ein wackerer Tagtraum von längst vergangenen Zeiten?

Gottfried Müller, der seine Ausbildung an der Münchener Akademie und an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig erhielt, lebt und arbeitet als freischaffender Künstler in München. Gerade erschien das von ihm wunderschön illustrierte Jugendbuch „Türme, Paläste und Kathedralen“ mit einem Text von Dieter Bar-tetzko.

Gottfried Müller: Schwermut und Abenteuer des Hausbaus. 24 Portraits verlorener Gebäude. Mappe mit 24 Blättern, Vorsatzblatt, nummeriert



Brennerei R.

Seit 121 Jahren verhindert Familie Rimmele den Abbruch ihres Anwesens. 1887 wurde nach langwierigem Prozess der Verlauf der neuen Heeresstrasse um 92 cm verschoben. Seit 1926 liegt der Pegel des Stausees, dem die benachbarten Dörfer zum Opfer fielen, gute 5 Meter unterhalb des Planungssolls. 1935, 37, 41, 48 und 52 wehrte die Familie erfolgreich Zwangsenteignungsverfahren ab. 1967 erwirkte Pirmim Rimmele die Verlegung eines Autobahn-pfeilers um 2,2m Richtung Westen. Dabei wird das Gebäude seit 1912 nicht mehr bewohnt, sondern nur noch als Schnapsbrennerei genutzt.

G. Müller / 2008

1 Brennerei R. (unveröffentlicht, 2008 als Ausstellungseinladung gefertigt)



Gewürzmühle Ammann

Im Jahre 1776 wurde der Bauer, Ölmüller und Gewürzhändler Johann Ammann wegen „umstürzlerischer Reden“ zu 20 Wochen Festungshaft verurteilt. Als er nach Hause zurückkehrte musste er feststellen, dass auf dem Hof seines Anwesens ein neuerbautes Wohnhaus stand. Reinhard Ammann, der seit Jahrzehnten vergeblich darauf wartete, seinen Anteil des väterlichen Erbes ausbezahlt zu bekommen, hatte die Abwesenheit des Bruders genutzt, um seine Rechte durchzusetzen: Mit dem Bau des Hauses besetzte er nicht nur seinen Anteil des Grundstücks, sondern verspernte dem Bruder auch den direkten Zugang zu dessen Betrieb. Der Streit eskalierte sofort, binnen kurzem waren Verleumdungen, Prügeleien und Sabotage an der Tagesordnung – für Johann Ammann und seine Nachkommen geriet jeder Gang zur Mühle zum Spießrutenlauf. Erst seine Urenkelin Elsa kam fast 80 Jahre später auf die Idee, eine Art Luftbrücke zu errichten. Ab 1860 stockte sie ihr Wohnhaus Richtung Mühle auf. Dabei wurden die Stockwerke nicht nur seitlich, sondern auch zur Gasse hin versetzt, um so dem „mittleren Haus“ möglichst viel Tageslicht vorzuenthalten. Obwohl Elsa Ammann keinerlei Ausbildung besaß, plante sie den Umbau selbst und führte ihn mit Hilfe ihres debilen Gatten auch selbst aus. Seit die „Gewürzmüller - Ammanns“ ihren Betrieb über das oberste Stockwerk erreichen können, gehen sich die verfeindeten Familienzweige konsequent aus dem Weg. Die Fehde wird dennoch mit unverminderter Härte, wenn auch subtileren Mitteln fortgeführt. Derzeit werden die beiden Anwesen von Christa Ammann, 86, und Christel Ammann, 88, bewohnt und bewacht, angeblich haben sie sich noch nie gesehen. Ihre Enkel, Staatssekretär S. Ammann und MdB. K. Ammann, bekämpfen sich inzwischen auf Bundesebene.

1 Prof. Dr. Dr. Gottfried Kiesow bei der Eröffnungsveranstaltung auf dem Esslinger Rathausplatz.

2 Besucherschlange vor St. Dionys in Esslingen.

3 Führung durch die Esslinger Altstadt.

4 Buchverkauf und Tombola im Dienstsitz des Landesamtes für Denkmalpflege und des Referates Denkmalpflege.



und handsigniert, mit einem Vorwort von Manfred Sack. 80 Euro, erhältlich beim Autor: Gottfried Müller, Elvirastr. 19, 80636 München, Tel. 089 / 12 02 72 50, zeichnermueller@t-online.de oder über <http://www.agentur-fa.de>

Clemens Kieser

Rückblick auf den Tag des offenen Denkmals

Am 14. September eröffnete Dr. Hermann Otto Solms, Vizepräsident des Deutschen Bundestages, in Esslingen am Neckar feierlich den diesjährigen Tag des offenen Denkmals. Nach 15 Jahren fand die bundesweite Eröffnungsveranstaltung erstmals in Baden-Württemberg statt und damit in einem Bundesland, das durch die Vielzahl seiner Denkmale und archäologischen Fundstellen hervorsteicht und laut Prof. Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege, „deutschlandweit einen Spitzenplatz beim Denkmalschutz einnimmt“. Zahlreiche Gründe hatten die Deutsche Stiftung Denkmalschutz bewogen, Esslingen als Eröffnungstadt auszuwählen, darunter die Qualität und Dichte der Denkmalsubstanz dieser Stadt, aber auch die kontinuierliche Pflege des historischen Erbes mit Einbindung des baukulturellen Erbes in den städtischen Alltag.

In seiner Eröffnungsansprache brachte Oberbürgermeister Dr. Jürgen Zieger seine Freude über die Anerkennung der Stadt zum Ausdruck: „Mit der Wahl Esslingens werden nicht nur die Stadt, sondern alle Esslingerinnen und Esslinger gewür-

digt. Das private und städtische Engagement für Denkmale ist vorbildhaft, und die Identifikation der Bürger mit ihren rund 800 Kulturdenkmälern ist außerordentlich hoch.“

Mit 4,5 Millionen Besuchern war der Tag des offenen Denkmals auch in diesem Jahr deutschlandweit wieder gut besucht. In Baden-Württemberg öffneten knapp 900 Denkmale während des Tages ihre Pforten. Bei der Eröffnungsveranstaltung in Esslingen nutzten über 25 000 Besucher rund 230 Programmpunkte; im Vergleich zu den vergangenen Jahren öffneten erstmals auch 30 Privateigentümer ihre Häuser. Das Publikum, darunter auch viele junge Familien und Paare, zeigte sich sehr interessiert und nahm zum Teil lange Wartezeiten für die Besichtigung in Kauf.

Im ehemaligen Schelztorgymnasium boten das Landesamt für Denkmalpflege und das Referat Denkmalpflege Stuttgart mit Unterstützung der Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern ihren knapp 800 Besuchern ein buntes Programm: Führungen durch die Restaurierungswerkstätten, einen Vortrag über „Spuren von Gewalteinwirkungen an prähistorischen Skelettresten“, die Vermessung einer auf dem Straßenpflaster aufgemalten Ausgrabungsstelle, Buchstände, Tombola, Kaffee und Kuchen. Kinder schliffen aus Tierknochen kleine Würfel, qualifizierten sich bei einer archäologischen Entdeckungstour zum Junior-Archäologen oder ließen Luftballons steigen.

Kaum weniger gut besucht waren die Veranstaltungen im restlichen Bundesland. Das Referat Denkmalpflege in Karlsruhe lockte zum Beispiel mit einer Ausstellung, medialen Präsentationen



5 Vorführung von Knochenfunden in der Archäologischen Restaurierungswerkstatt.

6 Bauhistorische Spurensuche mit Kindern in Schwäbisch-Hall.

7 Dr. Hartmut Schäfer erklärt die Baugeschichte der Stuttgarter Stiftskirche.



8 Befreiung des festgefahrenen Busses auf der Exkursion zum Heidengraben.

und Filmen über die Arbeitsmethoden der Denkmalpflege zwischen 200 und 300 Besucher an. Vielerorts ermöglichten Mitarbeiter der Landesdenkmalpflege Besichtigung von Grabungen. In Ulm ließen sich rund 400 Personen über die aktuellen Rettungsgrabungen in der Neuen Str. 102 führen, wo extra für diesen Anlass Bestattungen freigelegt worden waren. Dr. Klaus Kortüm vom Landesamt für Denkmalpflege erläuterte in Neuenstadt am Kocher die Überreste einer ehemaligen römischen Tempelanlage, in deren Umfeld seit 2007 gegraben wird.

Ein besonderes Highlight war das Kooperationsprojekt der Schweizer Kantonsarchäologie Zürich und des Referates Denkmalpflege Freiburg in Altenburg-Jestetten, das sogar Mitglieder des Bundestages und Kreistagsabgeordnete in diese entlegene Gegend lockte. Knapp 600 Besucher verfolgten, wie bei stabilem Wetter im Rahmen der experimentellen Archäologie Metall gegossen wurde, bzw. begaben sich gemeinsam auf eine große „Keltenwanderung“ oder folgten den Kurzführungen zum Keltenwall.

Neben der Archäologie zählte in diesem Jahr die Bauforschung zum Schwerpunktthema des Tages. Eben diesen Themen widmete sich der Tag für Bauforschung und Archäologie am 13. September. Reges Besucheraufkommen gab es bereits am Morgen anlässlich der Fachvorträge, nachmittags folgten Präsentationen an der Sektellerei Kessler und auf dem Dachstuhl von St. Dionys. Am Tag des offenen Denkmals wurde schließlich auch der offizielle Start zur Restaurierung der Esslinger Burgstaffel verkündet (vgl. Beitrag in Zeitschrift Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 3/2008).

Traditionsgemäß veranstaltete die Landesdenkmalpflege auch in diesem Jahr wieder zwei Exkursionen. Die eine führte zum spätkeltischen Oppidum „Heidengraben“ bei Grabenstetten, die andere in den Untergrund von Stiftskirche und Altem Schloss in Stuttgart.

Exkursion zum spätkeltischen Oppidum „Heidengraben“

Der Heidengraben bei Grabenstetten gehört zu den bekanntesten und eindruckvollsten Denkmälern auf der Schwäbischen Alb. Auf dem halbinselartigen Plateau lassen sich sowohl Grabhügel der Eisenzeit als auch mächtige Befestigungsanlagen eines spätkeltischen Oppidums besichtigen. Die Großsiedlung gilt als die größte befestigte Siedlung der vorrömischen Eisenzeit in Mitteleuropa.

Zu Beginn der Exkursion berichtete Gerd Stegmaier über die archäologischen Untersuchungen im Grabhügelfeld am Burrenhof. Wie an vielen Stellen auf dem Heidengraben sind auch in unmittelbarer Nähe des Gräberfeldes noch heute mächtige Erdwälle aus der Zeit des keltischen Oppidums um 100 v. Chr. erhalten. Dr. Frieder Klein vom Referat Denkmalpflege Tübingen erläuterte das ursprüngliche Aussehen dieser Befestigungsanlagen und ihre fortifikatorische Bedeutung.

Den fröstelnden Exkursionsteilnehmern bot eine kleine Panne – der Reisebus war beim Versuch zu wenden im nassen Feld stecken geblieben – die Gelegenheit zum Aufwärmen. Dank vereinter Bemühungen konnte der Bus wieder aus dem Erdreich befreit und die Exkursion planmäßig fortgesetzt werden.

Der letzte Besichtigungspunkt führte in die so genannte Elsachstadt, dem eigentlichen Siedlungszentrum des Oppidums. An Ort und Stelle erläuterte Dr. Klein die große Bedeutung der spätkeltischen Oppida als wirtschaftliche, kulturelle und politische Zentren, die sich nicht nur anhand der Funde erschließen, sondern auch bei Cäsar nachlesen lässt.

Auf den frühesten Spuren der Stadt Stuttgart

Der frühere Leiter des Referats Archäologie des Mittelalters im Landesdenkmalamt Stuttgart, Dr. Hartmut Schäfer, leitete die Exkursion zur Stiftskirche und zum Alten Schloss in Stuttgart. Beide Gebäude gehören zu den letzten verbliebenen Orten im Zentrum der Landeshauptstadt, unter denen trotz der massiven Bodeneingriffe des 20. Jahrhundert noch archäologische Substanz erhalten ist. In den letzten acht Jahren wurden bei Ausgrabungen im Untergrund dieser beiden Baudenkmale bedeutende Erkenntnisse zur Frühzeit der Stadt Stuttgart gewonnen.

Im 2003 neu gestalteten und modern ausgebauten Untergeschoss der heutigen Stiftskirche konnten die Besucher Überreste der früheren Vorgängerbauten besichtigen. Eine Überraschung stellte unter anderem die Entdeckung von zwei Gräbern unter der Apsis der romanischen Kirche dar. Das eine Grab stammt aus dem 7. oder 8. Jahrhundert n. Chr. und belegt, dass man die erste Kirche im Bereich eines älteren frühmittelalterlichen Gräberfeldes errichtete.

Annähernd zeitgleiche Siedlungsspuren wurden im Untergrund des Alten Schlosses entdeckt, dem zweiten Besichtigungspunkt der Exkursion. Das Ziel war dort das Kellergeschoss der Dürnitz, genauer der östliche Gewölbekeller, der viele Jahrhunderte lang als Weinkeller des Hauses Württemberg diente. Unter seinem früheren Fußboden, einem Plattenboden aus der Barockzeit, haben sich noch weitgehend ungestörte ältere Befunde erhalten. Dr. Klaus Georg Kokkotidis vom Landesmuseum Württemberg führte durch das erst seit Kurzem wieder zugängliche Ausgrabungsareal der letzten Jahre. Bei den Ausgrabungen fanden sich auch Überreste einer deutlich vor 1300 datierenden Borganlage, die aus den Schriftquellen nicht bekannt ist.

Allen Mitwirkenden am Tag des offenen Denkmals sei an dieser Stelle noch einmal herzlich für ihr Engagement gedankt.

Beim Luftballonweitflug haben gewonnen: Finn Müllerschön aus Esslingen einen Fußball, Adina Stöckmann aus Stuttgart ein Kinderbuch, Luis Netzold De Oliveira und Felix Kobler aus Esslingen jeweils einen Bastelbogen. Der weiteste Ballon flog knapp 200 km bis nach Villingen-Schwenningen. Herzlichen Dank der GbR Werkmeister aus Balingen für die Spende der Papiermodellbögen und F&W Mayer Service Print aus Esslingen für die Spende des Fußballs.

Marion Heumüller / Marcus G. Meyer / Irene Plein

Nachruf

Prof. Dr. August Gebeßler

4.2.1929 bis 31.7.2008

Am 31. Juli verstarb im Alter von 79 Jahren der langjährige Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg Prof. Dr. August Gebeßler. Als Leiter des 1972 neu organisierten Landesamts für den Südweststaat hat er der Denkmalpflege hohes Ansehen verschafft.

Gebeßler wurde am 4. Februar 1929 in Ortenburg (Niederbayern) geboren. Er absolvierte eine Lehre als Flugmotorenschlosser (Messerschmittwerke) und legte 1945 die Facharbeiterprüfung ab. Nach dem Besuch der Oberrealschule 1946 bis 1949 studierte er Kunstgeschichte an der Universität München und schloss im Februar 1957 mit der Promotion zum Doktor Phil. über ein kunstgeschichtliches Thema ab. Am 1. Februar 1958 begann Gebeßler beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in München seine Tätigkeit, zunächst im Werkvertrag, später als wissenschaftlicher Angestellter, betraut mit der Erstellung von Kurzinventaren in Ober- und Mittelfranken, anschließend als Gebietsreferent, zuletzt als Landeskonservator und Stellvertreter des Generalkonservators. In zahlreichen Gremien, aber auch als Mitglied der Schriftleitung der Fachzeitschrift „Deutsche Kunst und Denkmalpflege“ hatte sich Gebeßler schon zu diesem Zeitpunkt über die Grenzen hinweg einen Namen gemacht. Durch viele Veröffentlichungen zu Themen der Denkmalpflege leistete er Wesentliches zur Grundsatz- und Standortdiskussion.

1977 wurde er zum Präsidenten des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg berufen. In den 17 Jahren seiner Amtszeit bis 1994 beeinflusste er die Denkmalpflege mit all ihren Fachdisziplinen in vielfältiger Weise. Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg wurde unter seiner Leitung zu einer weit über Baden-Württemberg und auch über Deutschland hinaus anerkannten und viel beachteten Fachbehörde. Eine konsequente Verknüpfung von Denkmaltheorie und Denkmalpraxis, ein vehementes Eintreten für das Denkmal als Geschichtszeugnis mit all seinen Facetten und die argumentative Kraft seiner Vermittlung des Denkmalthemas zeichneten ihn ganz besonders aus. Der Denkmalpflege hat er so in vielfacher Weise neue Impulse gegeben und die Entwicklung dieser Disziplin in Baden-Württemberg maßgeblich geprägt. Neben der Pflege des Schönen und des gestalterisch Wertvollen lag ihm vor allem die Erhaltung der Originalsubstanz der Kulturdenkmale als materielle Quelle am Herzen.



Besonders wichtig war ihm, das Verständnis der Öffentlichkeit für die Anliegen der Denkmalpflege zu wecken und durch eine gezielte Informationsarbeit zu stärken. Zeugnis dafür sind zahlreiche Vorträge und Publikationen zur Aufgabe und zu den Zielen der Denkmalpflege. Wichtige Plattformen bildeten die neu eingeführten Landesdenkmalstage, Fachtagungen und Veranstaltungen mit Partnern verschiedener Fachrichtungen, so der kirchlichen Denkmalpflege, des Restaurierungswesens und des Städtebaus.

In vielfacher Weise hat er als langjähriger Vorsitzender der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland seine Erfahrungen und Kenntnisse für die bundesdeutsche Denkmalpflege eingebracht. Die Mitwirkung im deutsch-französischen Forschungsschwerpunkt „Denkmalpflege“ sei hier erwähnt.

Gebeßler verstand es, die politisch Verantwortlichen an das Thema Denkmalpflege heranzuführen, sie von ihrer landespolitischen Bedeutung zu überzeugen, und ein gutes Klima der Verlässlichkeit und fruchtbaren Zusammenarbeit zu schaffen. Als kompetenter Gesprächspartner für Architekten und Planer ging er beharrlich vom Dialog und von der Überzeugungskraft der besseren Argumente und leisen Töne aus.

In seine Amtszeit fielen nicht nur die großen Sonderprogramme des Landes, so das Schwerpunktprogramm für die Denkmalpflege oder das Denkmalnutzungsprogramm, die er vorzüglich zum langfristigen Erhalt herausragender Kulturdenkmale zu nutzen wusste, sondern auch das Erscheinen wichtiger programmatischer Schriften wie „Die Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ oder „Die Denkmalpflege der 90er Jahre“, die von seiner Handschrift geprägt waren. Besonderen Wert legte er von Anfang an auf die Stärkung und personelle Aufstockung der Bereiche Inven-

tarisation, Restaurierungsberatung, städtebauliche Denkmalpflege und Öffentlichkeitsarbeit. Die Umressortierung des Amtes 1978 vom Kultus zum Innen-, später zum Wirtschaftsministerium verstand er als Chance und nutzte sie zum Vorteil der Denkmalpflege.

Für zahlreiche Mitarbeiter der baden-württembergischen Denkmalpflege war es nach seiner Pensionierung eine große Freude, dass August Gebeßler in der Aufgabe als langjähriger Geschäftsführer des Vereins „Die Alte Stadt“ weiterhin denkmalpflegerische Belange mit großer Sachkenntnis und beeindruckender Kreativität in die Öffentlichkeit einbrachte. In der Wüstenrot Stiftung Ludwigsburg war sein fachlicher Rat für die Betreuung von Denkmälern der Moderne in den neuen Bundesländern und auch in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung unverzichtbar.

Mit August Gebeßler verliert die Denkmalpflege in Baden-Württemberg einen ihrer profiliertesten Vertreter und einen hoch geschätzten Kollegen. Die Denkmalpflege trauert um August Gebeßler und wird ihn stets in guter Erinnerung behalten.

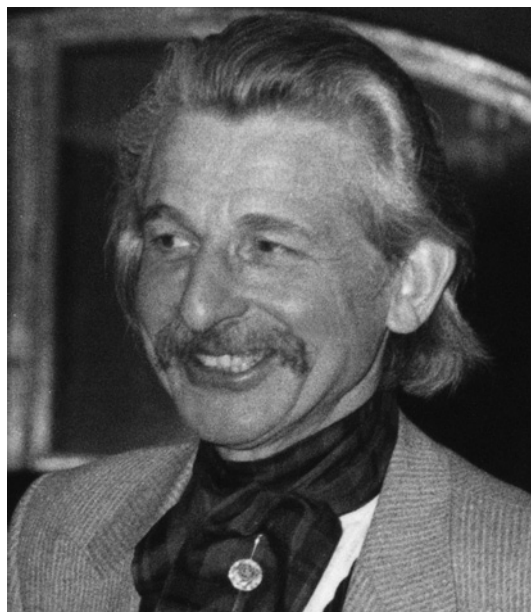
Dieter Planck

Dr. Rainer Hussendörfer

Gest. 26.8.2008

Nach langen Jahren eines vom Schicksal erzwungenen Lebens im Rollstuhl ist der abrupt und früh aus dem geliebten Berufsleben katapultierte frühere Denkmalpfleger Dr. Rainer Hussendörfer am 26. August 2008 in Stuttgart gestorben.

Schon in seinem Architekturstudium, das er 1974 mit einer Doktorarbeit über die romanische Stiftskirche in Faurndau abschloss, hatte sich Rainer Hussendörfer mit dem Thema Bauforschung be-



fasst. 1976 wurde er im Landesdenkmalamt als Konservator in der Baudenkmalpflege tätig, zuständig für Stuttgart und die Kreise Esslingen und Göppingen, aber auch Schwäbisch Gmünd. Dort haben ihn viele Partner der Denkmalpflege als einen kompetenten Fachmann kennengelernt.

Hussendörfer trat sein Amt in einer Zeit des Umbruchs an, als die traditionelle Baudenkmalpflege – bis dahin eher ein „Orchideenfach“ – einen enormen Zuwachs an „Schützlingen“ erfuhr und zu verkraften hatte: Die noch ungewohnte Menge der durch das neue Denkmalschutzgesetz schutzbefohlenen Kulturdenkmale beförderten die staatliche Denkmalpflege in eine bis dahin so noch nicht gekannte öffentliche Präsenz hinein, die neu gelebt, ja erst erobert werden musste. Die neuen Herausforderungen waren Hussendörfer, ein Mann mit Pioniergeist, wie auf den Leib geschneidert.

Hussendörfer trat nicht wie ein typischer Akademiker auf, sondern eher wie ein Mann vom Bau: Die Zimmermannshose wurde sein Markenzeichen. Er zeigte Kanten und Biss, und einen manchmal umwerfenden, trockenen Humor. Wenn es um die Verteidigung auch unscheinbarer Kulturdenkmäler ging, gelang es Hussendörfer oft, die Kontrahenten, die nicht zu überzeugen waren, so weit zu bringen, dass sie seine Mission dulddend akzeptierten und umsetzten. Oft genug konnten sie sich am Ende der Instandsetzungen dann gemeinsam über den positiven Ausgang freuen.

Neue Themen ins Blickfeld der Denkmalpflege zu nehmen: Hussendörfer war vorneweg mit dabei. Fachwerkhäuser, deren Hölzer „nach Befund“ – neuartig und damals ungewohnt – ocker- oder graufarbig, mit Bandeliermalerei in Szene gesetzt oder gar ganzflächig weiß überschlämmt wurden, zeugen heute noch von seiner konservatorischen Handschrift. Seinem Engagement ist es zu verdanken, dass in Bad Cannstatt das zum Abbruch vorgesehene „Klösterle“ erhalten blieb, eines der wertvollsten Baudenkmäler der Stadt. In der Altstadt von Esslingen hat er die Bauforschung in die denkmalpflegerische Praxis integriert. Einen wesentlichen Anteil hatte er auch an den Musterrestaurierungen der Kelter in Beuren und der Schlössle in Oberlenningen und Neuffen (auf der Mauer). Nach dem plötzlichen Tod des geschätzten Kollegen Dr. Karl Heinrich Koepf 1990 wurde Hussendörfer zu dessen Nachfolger als Leiter des Referats Bau- und Kunstdenkmalpflege in Nordwürttemberg bestellt, ein Auftrag, dem er sich mit Hingabe und Mut zu Neuerungen widmete, bis er im Oktober 1992, 56-jährig, einen Schlaganfall erlitt. Wir erinnern uns gerne an den ungemein vitalen, kompetenten Kollegen und an den begeisterten Reiter und Jagdhornbläser.

Norbert Bongartz

Personalia



Dr. Irene Plein

Fachbereichsleitung Öffentlichkeitsarbeit,
Publikationen, Bibliothek
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 111
Tel.: 0711/90445-211
Fax: 0711/90445-249
E-Mail: irene.plein@rps.bwl.de

„Nur wer vom Sinn der Denkmalpflege überzeugt ist, wird sich auch gerne aktiv für den Erhalt von Kulturdenkmalen einsetzen“, ist die persönliche Überzeugung von Dr. Irene Plein. Mit der Anstellung als Fachbereichsleiterin für Öffentlichkeitsarbeit, Publikationen und Bibliothek beim Landesamt für Denkmalpflege im Oktober 2006 erfüllte sich ihr persönlicher Wunschtraum. „Oft behindern unterschiedliche Denkstrukturen das Verständnis von Fachmann und Laien. Ich möchte dazu beitragen, diese Hürde zu überwinden.“

Frau Plein wurde 1969 in Simmerath bei Aachen geboren und studierte nach einer Ausbildung zur Bankkauffrau von 1991 bis 1996 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster Kunstgeschichte, Klassische Archäologie und Alte Geschichte. Ihr Forschungsschwerpunkt ist die gotische Skulptur in Frankreich, mit der sich auch ihre 2002 abgeschlossene Dissertation befasst. Nach ihrem Studium war sie im Westfälischen Landesmuseum bei der Ausstellungsvorbereitung zum 350-jährigen Jubiläum des Westfälischen Friedens, bei der Stiftung Thüringer

Schlösser und Gärten als wissenschaftliche Volontärin und bei der Tourismus-Agentur Schleswig-Holstein als Kulturmanagerin tätig. Ihre Haupttätigkeitsfelder sind derzeit die Schriftleitung der Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, die Neugestaltung der Homepage der Landesdenkmalpflege und die Veranstaltungsorganisation, etwa zum Tag des offenen Denkmals. Künftig möchte sie die Entwicklung denkmalspezifischer Angebote für Schulklassen forcieren. Bei der Entwicklung von Konzepten und Projekten hält sie neben der wissenschaftlichen Basis auch Marktanalyse für wichtig. Eine besondere Herausforderung ist die Umsetzung dieser Ziele angesichts der inzwischen stark reduzierten Personaldecke und der voraussichtlich schwindenden finanziellen Ressourcen.

Dr. Jonathan Scheschkewitz

Fachbereichsleitung Mittelalter-
und Neuzeitarchäologie
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 115
Tel.: 0711/90445-243
Fax 0711/90445-147
E-mail: jonathan.scheschkewitz@rps.bwl.de

Seit Juli 2007 ist Jonathan Scheschkewitz als Referent für Mittelalterarchäologie im Referat 115 – Schwerpunktgrabungen, Auswertungen und Feuchtbodenarchäologie am Landesamt für Denkmalpflege / Regierungspräsidium Stuttgart in Esslingen tätig. Dr. Jonathan Scheschkewitz, 1973 in Hannover geboren, studierte die Fächer Ur- und Frühgeschichte, mittelalterliche und neuere Geschichte sowie historische Geografie an den Universitäten Bonn, Köln und Kiel. Neben der Teilnahme an verschiedenen Forschungsprojekten arbeitete er während des Studiums in unter-



schiedlichen Bereichen der archäologischen Denkmalpflege. Nach seinem Abschluss 1999 beschäftigte sich Herr Scheschkewitz im Rahmen eines Stipendiums mit seiner Dissertation, die der kulturgeschichtlichen Auswertung eines spätrömischen und angelsächsischen Gräberfeldes in der englischen Grafschaft Warwickshire gewidmet war und 2004 an der Universität Kiel eingereicht wurde. Im Anschluss war er 2005 bis 2007 am Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege

beschäftigt und dort u.a. mit der archäologischen Denkmalpflege des ehemaligen Regierungsbezirks Hannover betraut.

Am Landesamt für Denkmalpflege stellen entsprechend seines jetzigen Arbeitsfeldes die Durchführung von Schwerpunktgrabungen mittelalterlicher und neuzeitlicher Zeitstellung in Baden-Württemberg zusammen mit der Betreuung archäologischer Drittmittelprojekte Hauptfelder seines Aufgabensbereiches dar.

Abbildungsnachweis

U1, U2 S. Schellberg; S189o C. Rodat; S189u RPF, Ref. 25; S190o RPF, Ref. 25, P. Wichmann; S191 RPF, Ref. 25 u. C. Rodat; S192, 193 C. Rodat; S194ul Kreisarchiv Konstanz, Triebwerksakten; S194ur–196 S. Schellberg; S197ol LRA Waldshut, Vermessungsamt; S197or S. Schellberg; S198 N. Bojko-Kramer; S199–203 Markus Numberger; S204o Götz; S204ul Götz; S204ur Hans Peter Münzenmeyer, Andreas Heibisch, Antje Breden: Bestandsdokumentation und Informationssystem zur „Oberen Mühle“ in Überlingen-Goldbach, in: Vom Messbild zur Bauanalyse, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Arbeitsheft 9, Stuttgart 2001, S70.; S205–209 Götz; S210 Bernd Hausner; S211, 212o Karlsruhe, Ref. 25; S212u ARD, Redaktion Recht; S213–215 Bernd Hausner; S216o Grafik SWR/LAD; S216u SWR/Hollenbach; S217ol SWR/Hollenbach; S217or SWR/Schmoll; S217u LAD; S218ol LAD/M. Heumüller; S218or Landesamt für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte/U. Wohmann; S218ul Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloß Gottorf; S218ur LAD/M. Erne; S219o LAD/M. Heumüller; S219u P. Frankenstein/Landesmuseum Württemberg; S220ol Archäologisches Museum Colmbischlössle Freiburg; S220or LAD/M. Heumüller; S221 Christoph Morlok; S222 Helmut Morlok; S223ol Historische Aufnahme, Archiv der Kirchengemeinde; S223or Christoph Morlok; S223u, 224 Helmut Morlok; S225 Christoph Morlok; S226o LAD, Bernd Hausner 2008; S226u Landesvermessungsamt Baden-Württemberg; S227o Blaser, Blumberg-Fützen; S227u LAD, Bernd Hausner; S228o LAD, Jean Jeras, Freiburg i. Br., 1998; S228u Ingenieurbüro für

Bauforschung, Datierung, Bauaufnahme, Burghard Lohrum, Etenheimmünster 1998; S229 Jean Jeras, Freiburg 1998; S230o LAD, Bernd Hausner 2008; S230ml E. Grether, Freiburg 1998; S230ul Kristina Hahn, 2006; S230ur A. Erath/ E. Grether, Freiburg 2005; S231o LAD, B. Hausner 2008; S231ul LAD, Jean Jeras 1998; S231ur, 232 LAD, Bernd Hausner 2008; S233 Joachim Feist, Pliezhausen; S234o Volkmer, Peter: Wolfegg, Katholische Pfarrkirche St. Katharina. Konservierung und Restaurierung der Decken- und Wandgemälde, Aichhalden-Rötenberg 2006; S234 Joachim Feist, Pliezhausen; S235ol Plandarstellung Statikbüro Dr. Schütz, Memmingen, mit Ergänzungen von P. Volkmer, aus: Volkmer, Peter: Wolfegg, Katholische Pfarrkirche St. Katharina. Konservierung und Restaurierung der Decken- und Wandgemälde, Aichhalden-Rötenberg 2006; S235or Joachim Feist, Pliezhausen; S236o Volkmer, Peter: Wolfegg, Katholische Pfarrkirche St. Katharina. Konservierung und Restaurierung der Decken- und Wandgemälde, Aichhalden-Rötenberg 2006; S236u Joachim Feist, Pliezhausen; S237 Peter Volkmer; S238–240o Wolfgang Franz, Heidelberg; S240u Theiss Verlag; S241, 242ol RPK Referat 25, Boeyng; S242or Rastatt in alten Ansichten, Sutton Verlag, Erfurt 2007; S242u RPK Referat 25, Boeyng; S243 G. Wieland; S244 nach E. Wagner 1911; S250u, 251 Gottfried Müller; S252, 253 LAD; S255, 256 Iris Geiger-Messner, RPS Landesamt für Denkmalpflege

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg)

LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS.